

Franziskus**bote**

#1 – 2025

Verbunden bleiben

Neue Wege der Kommunikation

Was willst Du?

Lebenswelten individuell gestalten

„Das Herz auf Seiten der Träger“

Neue Aufgabenfeldleitung der Behindertenhilfe

EigenLeben

Mit allen Sinnen fördern

Zukunft

Miteinander Zukunft gestalten

Stiftung
St. Franziskus





8

Franziskusbote

#1 – 2025

Ressourcen

- 6** **Verbunden bleiben**
Auch für den Franziskusboten gilt: Nichts ist so beständig wie der Wandel.
- 8** **Zukunftsträume**
Vom Reisen bis zum Dokortitel – fünf Kinder und Jugendliche geben Einblick in ihre Zukunftsträume.
- 12** **Wegweisend**
Für die besonderen Führungsaufgaben im sozialen Bereich hat die Stiftung ein spezielles Führungskräfteentwicklungsprogramm gestartet.
- 16** **Zettelwirtschaft ade**
Ein elektronisches Dokumentations-system ermöglicht platz-, zeit- und ressourcensparendes Arbeiten.
- 20** **Was willst Du?**
Sozialraumorientierung – ein Fachkonzept, das darauf abzielt, Lebenswelten aktiv mitzugestalten.
- 24** **Zukunft schenken**
Spendenprojekte der Stiftung St. Franziskus.

Aktuelles

- 28** **„Das Herz auf Seiten der Träger“**
Lea Reichert ist neue Aufgabenfeld-leiterin der Behindertenhilfe – innerhalb der Stiftung ist sie bereits bestens bekannt.
- 34** **Fenster in die Vergangenheit**
Neue Ausstellung für Heiligenbronn: EINE QUELLE, DIE BEWEGT – Alles im Fluss und weitere Klostergeschichte(n).

Horizont

- 40** **„Lasst uns doch einfach nur unsere Arbeit machen!“**
Bürokratie – die Rufe nach einem Abbau von Vorschriften, Anweisungen, Rechtsnormen und Verpflichtungen werden immer lauter.
- 46** **Radikaler Bürokratieabbau notwendig**
Die Sprecher des Caritas-Netzwerks „Alter und Pflege“ vertreten eine klare Meinung.



34

Inhalt

Lebensraum

- 48** **EigenLeben**
Frühförderung und Beratung von Kindern mit Taubblindheit durch die versierten Fachkräfte der Stiftung.
- 54** **Mittendrin und voll dabei**
Hilfe zur Selbsthilfe ist das Motto von sozialraumorientierten Tagesgruppen der Kinder- und Jugendhilfe, in Rottweil wurde eine neue eröffnet.
- 60** **Da wächst etwas zusammen**
Gedächtnistraining leichtgemacht in der neuen Begegnungs- und Betreuungsgruppe für ältere Menschen.



48



54

In wenigen Worten

- 64** **Sicher ist sicher**
Besser vorsorgen, als nachsorgen – Arbeitsschutz in der Stiftung.
- 66** **Deckel drauf!**
Inklusives Teamwork – gemeinsam für den Notfall ausgerüstet.

Zeitpunkt

- 68** **Stiftungskalender**
Heute hier, morgen dort. Termine und Veranstaltungen der Stiftung.
- 69** **Gewinnspiel**
Fünf Fragen rund um die Stiftung und zum Schwerpunkt dieser Ausgabe, es winken schöne Preise.



40

Außerdem

- 5** **Editorial**
- 68** **Impressum**

Das beste ABC der Welt

Altersvorsorge Betriebliche Gesundheitsförderung
Betriebliches Ausfallmanagement
Bis zu 34 freie Tage für deine Erholung
Corporate Benefits Fitbase Fort- und
Weiterbildung Flexibles Arbeitszeitkonto
Franziskanischer Perspektivwechsel
Gehaltsvorschuss Hansefit
Heiligabend ganzer Feiertag Job-Sharing
JobRad Kinder- und Ferienbetreuungszuschuss
Massage-Angebote Rabatte in Stiftungsläden
Silvester ganzer Feiertag Spirituelle Auszeiten
Verbesserungsvorschläge Vergünstigtes Mittagessen
Weihnachtszuwendung/Jahressonderzahlung
Zukunftssicherer Job

Für Sie setzen wir uns ein – von A bis Z. Jetzt mehr erfahren und bewerben:

stiftung-st-franziskus.de/benefits

Arbeiten für und mit
Menschen

Stiftung
St. Franziskus

Editorial

5

Gemeinsam in die Zukunft

Liebe Leserinnen und Leser,

in dieser Ausgabe des Franziskusboten möchten wir Ihnen nicht nur von den Projekten und Entwicklungen berichten, die uns beschäftigen, sondern wie immer auch von den Menschen, die unsere Arbeit erst so wertvoll machen. Unsere Gemeinschaft lebt von den Ideen, der Hingabe und dem Engagement jedes Einzelnen, und es ist uns ein großes Anliegen, diesen Austausch und diese Zusammenarbeit in den Vordergrund zu stellen.

Wir setzen auf Innovationen, die unser tägliches Arbeiten erleichtern und die Qualität unserer Betreuung weiter verbessern. Dazu zählen unter anderem die Einführung einer digitalen Klientenakte, die eine noch individuellere Betreuung und effizientere Abläufe ermöglicht, sowie neue Ansätze in der Führungskräfteentwicklung, die unsere Führungspersonen für die Herausforderungen der Zukunft stärken sollen. Ein weiteres zentrales Thema ist die Sozialraumorientierung, die wir konsequent weiterverfolgen, um den Bedürfnissen der Menschen in unserer Umgebung noch gezielter gerecht zu werden.

Doch auch die Geschichte unseres Klosters hat ihren Platz in dieser Ausgabe: Im Dezember dieses Jahres wird in Heiligenbronn eine Ausstellung eröffnet, die die Geschichte des Klosters lebendig werden lässt und einen tiefen Einblick in das frühere Leben der Schwesterngemeinschaft gibt.

Wenn es um das Thema Zukunft geht, muss auch über den Franziskusboten selbst nachgedacht werden. Mehr dazu im Inneren dieser Ausgabe.

Wir hoffen, dass diese Ausgabe Sie genauso inspiriert wie uns, und freuen uns darauf, mit Ihnen gemeinsam auf eine erfolgreiche Reise in die Zukunft zu gehen.

Andrea Weidemann
Vorständin

Stefan Guhl
Vorstand





Verbunden bleiben

In einer Welt, die sich ständig verändert, in der technologische Entwicklungen, ökologische Herausforderungen und gesellschaftliche Umbrüche unseren Alltag prägen, wird eines immer wichtiger: der achtsame und verantwortungsvolle Umgang mit unseren Ressourcen – seien sie materieller oder menschlicher Natur. Auch die Stiftung St. Franziskus stellt sich dieser Aufgabe und fragt sich: Wie können wir in dieser Zeit unsere Botschaften so vermitteln, dass sie gehört, verstanden und weitergetragen werden?

Text: Selina Reule Foto: Joseph Chan/Unsplash

Seit vielen Jahren begleitet der Franziskusbote die Leserinnen und Leser durch die vielfältige Welt der Stiftung St. Franziskus. Mit jeder Ausgabe blicken wir gemeinsam auf Entwicklungen in unseren Leistungsbereichen, berichten über Projekte und geben Einblicke in das Engagement der Menschen, die die Stiftung tragen und prägen. Doch so wie sich das Leben verändert, verändern sich auch die Wege, auf denen wir miteinander in Kontakt treten. Die Welt ist digitaler, schneller und vielfältiger geworden – und auch unsere Kommunikation steht vor neuen Herausforderungen. Aus diesem Grund beschäftigen wir uns derzeit intensiv mit der Frage, wie der Franziskusbote zukünftig aussehen kann – und soll. Wir prüfen verschiedene Möglichkeiten, um auch in Zukunft gut, verlässlich und auf zeitgemäße Weise über das Leben in der Stiftung informieren zu können.

Viele Ideen – ein Ziel

Konkret denken wir über neue Formate nach – etwa eine digitale Ausgabe, einen regelmäßigen E-Mail-Newsletter oder einen Blog, der aktuelle Themen zeitnah aufgreifen kann. All diese Überlegungen folgen einem gemeinsamen Ziel: Wir möchten den Austausch mit Ihnen – unseren Leserinnen und Lesern – lebendig halten und die Stiftung auch künftig auf verständliche und interessante Weise erlebbar machen.

Ein solcher Veränderungsprozess ist nicht über Nacht abgeschlossen. Denn jede neue Idee bringt auch Fragen mit sich:

- **Wie können wir digitale Formate so gestalten, dass sie für alle gut erreichbar und nutzbar sind – unabhängig vom Alter oder von technischen Vorkenntnissen?**
- **Wie gelingt es, die persönliche Note des Franziskusboten auch in neuen Formaten zu bewahren?**
- **Welche Inhalte sind unseren Leserinnen und Lesern besonders wichtig?**
- **Wie stellen wir sicher, dass rechtliche Vorgaben – etwa zum Datenschutz oder zur Barrierefreiheit – eingehalten werden?**
- **Und wie können wir neue Kommunikationswege organisatorisch gut in unsere Stiftungsarbeit integrieren?**

All diese Fragen wollen und müssen wir gründlich bedenken. Unser Anspruch ist es, nicht nur ein neues Format zu finden, sondern eine tragfähige Lösung, die unsere Kommunikation langfristig stärkt. Denn eines steht für uns fest: auch wenn sich der Franziskusbote, wie Sie ihn kennen, verändert – im Mittelpunkt bleibt der Wunsch, mit Ihnen verbunden und in Kontakt zu bleiben. Wir möchten weiterhin Einblicke geben, Geschichten erzählen und über das berichten, was uns in der Stiftung bewegt.

Wir bleiben verbunden

Mit den Veränderungen wollen wir unsere Kommunikation so gestalten, dass sie den Anforderungen der Zeit gerecht wird – ohne unsere Werte zu verlieren.

Wir möchten weiterhin Brücken bauen: zwischen Jung und Alt, zwischen Haupt- und Ehrenamt, zwischen Stiftung und Gesellschaft. Wir freuen uns darauf, einen neuen Weg gemeinsam mit Ihnen zu gehen. Ihre Rückmeldungen, Anregungen und Gedanken sind uns wichtig. Denn der Franziskusbote lebt vom Dialog, vom Austausch und von der gemeinsamen Vision. Daher nehmen Sie gerne Kontakt zu uns auf. ●



Hiermit willige ich ein und möchte künftig Neuigkeiten und Informationen per Mail erhalten!

Vorname, Nachname*

E-Mail*

☐ Ja, ich bin einverstanden, dass meine E-Mail-Adresse für den Versand von Neuigkeiten und Informationen rund um die Stiftung verwendet wird.

Meine Daten werden nicht an Dritte weitergegeben. Ich kann meine Einwilligung jederzeit widerrufen. Mehr dazu in der Datenschutzerklärung unter www.stiftung-st-franziskus.de/datenschutz.

* Pflichtfelder

Zukunftsträume

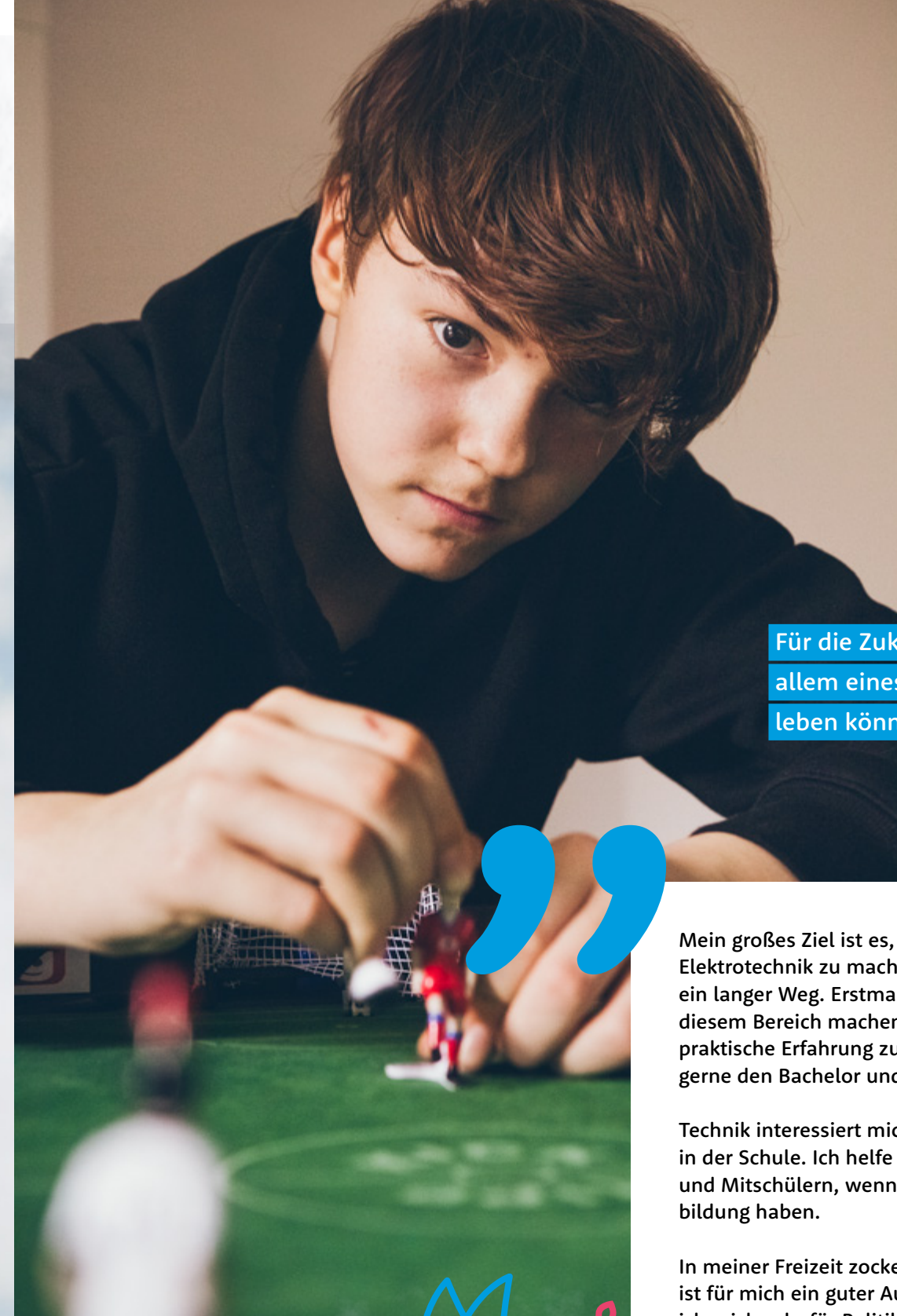
Viele Jugendliche träumen davon, die Welt zu entdecken, einen spannenden Beruf zu ergreifen oder eine eigene Familie zu gründen. Doch wie stellen sie sich ihr Leben in zehn Jahren wirklich vor? Wir haben nachgefragt und persönliche Einblicke erhalten.

Text: Selina Reule Fotos: Annette Cardinale



Wenn ich an mein Leben in 10 Jahren denke, stelle ich mir vor, dass ich mit meiner Familie auf einem abgelegenen Hof lebe. Familie ist für mich das Wichtigste. Rund um den Hof gibt es viel Natur – viele Bäume und Wiesen. Ich mag die Ruhe und schätze sie sehr. Um mir diesen Wunsch zu erfüllen, möchte ich später gutes Geld verdienen. Aber trotzdem darf man nie vergessen, dass Geld nicht alles im Leben ist. Es gibt viele Dinge, die viel wichtiger sind, zum Beispiel Familie, Gesundheit und Zufriedenheit.

Ennio Enzo Roberto, 16 Jahre



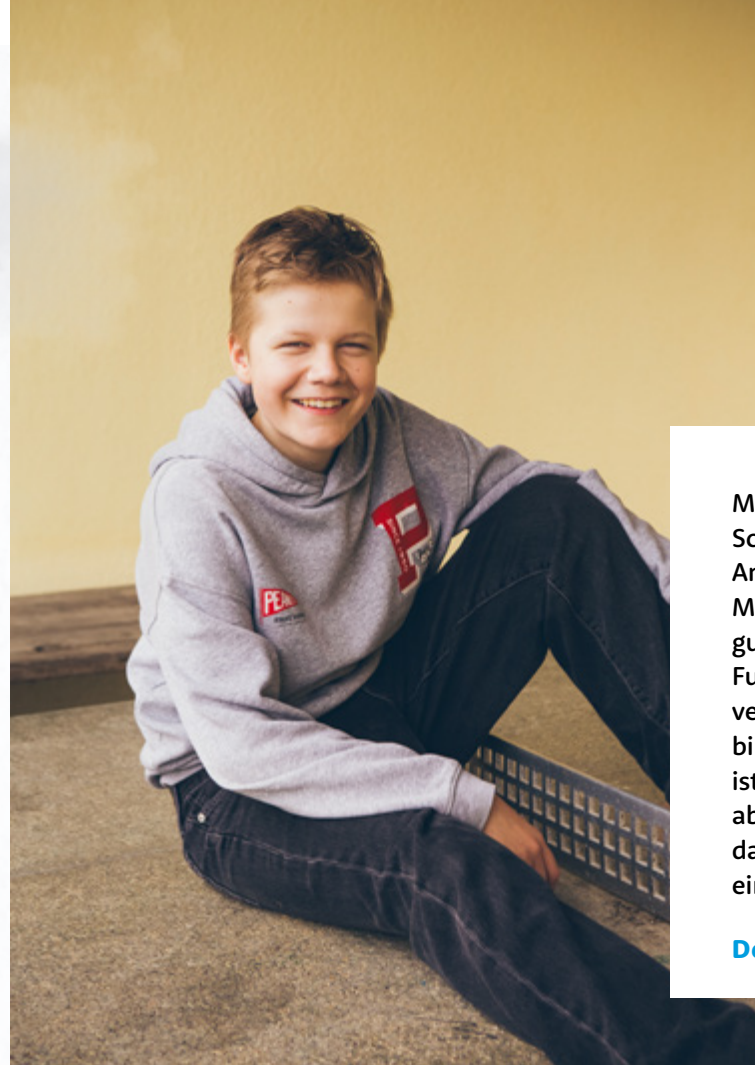
Für die Zukunft wünsche ich mir vor allem eines: dass wir alle in Frieden leben können.

Mein großes Ziel ist es, später mal einen Dokortitel in Elektrotechnik zu machen. Bis dahin ist es natürlich noch ein langer Weg. Erstmal möchte ich eine Ausbildung in diesem Bereich machen und ein paar Jahre arbeiten, um praktische Erfahrung zu sammeln. Danach würde ich gerne den Bachelor und Master machen.

Technik interessiert mich total – egal ob zu Hause oder in der Schule. Ich helfe auch oft meinen Mitschülerinnen und Mitschülern, wenn sie Fragen im Fach Medienbildung haben.

In meiner Freizeit zocke ich gern oder spiele Fußball, das ist für mich ein guter Ausgleich. Außerdem interessiere ich mich sehr für Politik und verfolge, was gerade so auf der Welt passiert. Für die Zukunft wünsche ich mir vor allem eines: dass wir alle in Frieden leben können.

Ben, 12 Jahre

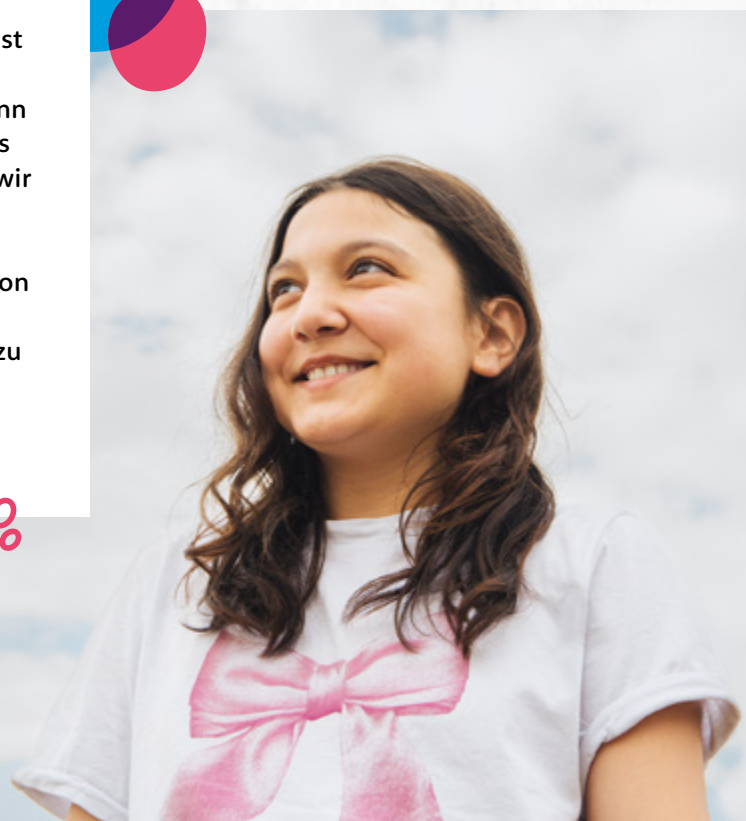


Mein Traum ist es, Kfz-Mechatroniker zu werden. Schon seit meiner Kindheit interessiere ich mich für Autos. Am liebsten hätte ich später einen Mercedes Brabus in Mattgrau. Um dieses Ziel zu erreichen, möchte ich einen guten Schulabschluss machen. Neben Autos ist auch der Fußball eine große Leidenschaft von mir. Mein Lieblingsverein ist der FC Bayern München. Wenn ich erwachsen bin, möchte ich unbedingt nach Brasilien reisen, denn dort ist der Fußball eng mit der Kultur verbunden. Vor allem aber möchte ich die berühmte Statue „Cristo Redentor“, das Wahrzeichen von Rio de Janeiro, besuchen. Das ist ein großer Wunsch von mir.

Dean, 13 Jahre

Wenn ich an die Zukunft denke, habe ich Angst, dass es irgendwann keine Tiere und Blumen mehr geben wird. Ich stelle mir vor, wie eine Mutter ihrem Kind ein Foto von einer Blume zeigt und das Kind dann fragt: „Was ist das?“ Das macht mich sehr traurig, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass solche schönen Dinge irgendwann verschwinden könnten. Deshalb wünsche ich mir, dass wir mehr für den Tier- und Umweltschutz tun, damit wir die Natur und die Tiere schützen können. Ich selbst würde gerne zwei Haustiere haben – einen Chihuahua und eine Katze. Ich hoffe, dass sie sich schon von klein auf aneinander gewöhnen und friedlich zusammenleben. Es wäre so schön, sie beide bei mir zu haben und auf sie aufzupassen.

Medina, 11 Jahre



Zukunft



Ich wünsche mir, in Zukunft als Schreiner arbeiten zu können.

Ich liebe das Handwerk, besonders die Arbeit mit Holz interessiert mich sehr. Ich habe schon einmal einen eigenen Tisch gebaut, darauf bin ich richtig stolz. Deshalb möchte ich später auch als Schreiner arbeiten. Ich habe sogar schon ein Praktikum in diesem Bereich gemacht, es hat mir total Spaß gemacht. Wenn ich mit Holz arbeite, kann ich zur Ruhe kommen und mich richtig entfalten. Meinem zukünftigen Ich würde ich den Tipp geben, immer auf sein Bauchgefühl zu hören und vor allem auf sich selbst zu vertrauen. Denn nur ‚ich‘ weiß am besten, was ich wirklich will und was gut für mich ist. ●

Emil, 15 Jahre

Wegweisend

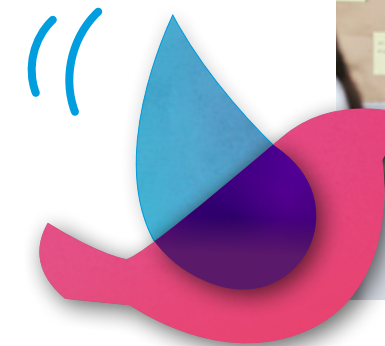
Führungsaufgaben in der Sozialwirtschaft haben ihre Besonderheiten und eigenen Facetten. Bei all dem ist es wichtig, innerhalb einer Organisation eine gemeinsame Sprache zu sprechen, basierend auf denselben Werten. Zu diesem Zweck wurden innerhalb der Stiftung St. Franziskus in einem kollektiven Prozess fünf „Wegweiser für eine gemeinsame Führungskultur“ definiert. Darauf baut ein speziell entwickeltes Entwicklungsprogramm für bestehende und künftige Führungskräfte auf. Es bietet einen Rahmen und Orientierung bei den vielfältigen Aufgaben und Entscheidungen.

Text: Martin Cyris Fotos: Stiftung St. Franziskus, Unsplash



Zukunft

Robin Moosmann,
Referent für Führungskräfteentwicklung



Führung beginnt bei einem selbst,
Stichwort: Selbstfürsorge.

Auf die passende Haltung kommt es an. Wegen des Rückens? Auch. Aber wir wollen uns weniger mit der Körperhaltung beschäftigen, als vielmehr mit der inneren Haltung. Also mit dem, was man auch mit „Grundeinstellung“ umschreiben könnte. „Haltung“ ist ja einer dieser Begrifflichkeiten, die alles und nichts heißen können. Und gleichzeitig nicht nur eine Bedeutung haben. Es braucht also jeweils eine genauere Definition, um für Klarheit zu sorgen. Denn auch unter der inneren „Haltung“ versteht jede und jeder etwas anderes – jedenfalls ein wenig.

Bei der Antwort auf die Frage, welche Haltung man zu diesem oder jenen Thema hat, würde sich ganz automatisch der eigene Glaubens- und Erfahrungskosmos auftun und somit eine ganz individuelle Perspektive. Vergleichbar mit Begriffen wie „Vertrauen“ oder „Verantwortung“. Irgendwie versteht zwar jede und jeder das Gleiche darunter und doch würden sich die Definitionen unterscheiden. Zumindest in Nuancen. Deshalb besteht mitunter Klärungsbedarf. Um den Begriff „Haltung“ mit einer bestimmten Bedeutung zu füllen, mit Inhalt und mit Leben. Um sodann von derselben Bedeutung „auszugehen“ und um die gleiche Sprache sprechen zu können. Das ermöglicht Vereinheitlichung und Verständnis. Was wiederum in einer immer komplizierter werdenden (Arbeits-) Welt mit immer komplexeren Aufgaben für Orientierung und Einklang sorgt. Dafür hat die Stiftung St. Franziskus ihre Wegweiser entwickelt.

Zuerst Wegweiser für eine gemeinsame Arbeitskultur. Und nun Wegweiser für eine gemeinsame Führungskultur. An dieser Stelle kommt wieder die Haltung ins Spiel: Denn jeder Denkprozess und jede Handlung ist geprägt von einer individuellen Perspektive. Das ist unweigerlich so. Also gab es am Anfang des Prozesses gewissermaßen Klärungsbedarf: Was ist unsere gemeinsame Haltung als Organisation? Und darauf aufbauend: Welche Werte sind maßgeblich in unserem Führungshandeln?

Die Stiftung hat nun also nach einem längeren Prozess ihre grundsätzliche Haltung gegenüber ihren Aufgaben für die Menschen und für das Unternehmen abermals konkretisiert. Dazu wurden in einem kollektiven Prozess, an dem verschiedene Leitungsebenen beteiligt waren, fünf Wegweiser für eine gemeinsame Führungskultur entwickelt und ihre spezifischen Bedeutungen im Zusammenhang mit dem Unternehmen definiert. Anfänglich breit und ergebnisoffen und schließlich immer präziser. Jedoch ausgehend von einem unveränderlichen Fixpunkt: dem christlichen Menschenbild. Welches auf dem Glauben basiert, dass jeder Mensch einzigartig ist, jedem ein Wert innewohnt und ihm dadurch seine Bedeutung zukommt. „Führung hängt für uns von unserer persönlichen Grundhaltung beim Führen und der Würdigung der Individualität des Menschen ab. Führung wird zudem von der Umgebung beeinflusst, in der wir agieren“, wie es die Vorstände der Stiftung St. Franziskus, Andrea Weidemann und Stefan Guhl, gemeinsam zum Ausdruck bringen. Das ist die Grundhaltung, das wertegestützte, wertorientierte und tragende Fundament.



Kurz: die „Basis“. Diese trägt den Wert der Würde als Wesenskern in sich und gilt daher gewissermaßen als Ausgangspunkt der insgesamt fünf Wegweiser, die im folgenden Schaubild abgebildet werden.



In ihrem Führungshandeln sollen sich die Führungskräfte der Stiftung als Teil eines Ganzen begreifen und sich in den Dienst der Menschen und ihres Teams stellen. Dazu zählt unter anderem, sich auf die Persönlichkeit und Fachlichkeit der Mitarbeitenden einzulassen. Gemeinsame Ziele werden mit Hilfe vielfältiger Perspektiven angesteuert. Führung beginnt bei einem selbst, Stichwort: Selbstfürsorge. Konsequente Entscheidungen tragen zur Erreichung bestmöglicher Ergebnisse bei.

Ein verankertes Bewusstsein um den Inhalt dieser Werte bietet Führungskräften einen stabilen Rahmen und Orientierung – bei sich immer wieder wechselnden Einflüssen, von außen und innen. Die Organisationsstruktur, so auch die Erkenntnis der Leitungsebene, muss daher zugleich wandelbar und anpassungsfähig bleiben, um agieren und reagieren zu können. „Situationselastizität“ also, wie es ein kreativer Kopf im Sozialmanagement mal genannt hat. Tatsächlich leben wir in einer Welt, in der sich Wandel immer rasanter zu vollziehen scheint. Der digitale Fortschritt, die weiter wachsende Bedeutung der Individualität und Vielfalt, die Auswirkungen der Demographie und der damit verbundene Arbeitskräftemangel bei rückläufigen öffentlichen Mitteln. All diese „Megatrends“ entfalten gerade in der Sozialwirtschaft eine enorme Wirkkraft. Führungskräfte sind daher auf mehreren Ebenen gefordert. Dabei gilt es – im wahrsten Sinne des Wortes –, die Haltung zu wahren. Die Stiftung St. Franziskus hat dazu ein eigenes Führungskräfteentwicklungsprogramm aufgesetzt, auf der Grundlage der Wegweiser für eine gemeinsame Führungskultur. Wobei grundsätzlich zwischen zwei Begriffen unterschieden wird, die zwar gerne synonym verwendet werden, aber bei denen es aufs Detail ankommt: „Management“ und „Leadership“. Management meint nach dem allgemeinen Verständnis die effiziente Verwaltung und Organisation von Ressourcen, Prozessen und Aufgaben.

Es geht nicht um ein Überstülpen der Führungswerte, sondern darum, das eigene und das gemeinsame Bewusstsein weiterzuentwickeln.

— Robin Moosmann

VERTRAUE
IN DAS WISSEN
DER ANDEREN.

Leadership hingegen geht darüber hinaus und befasst sich mit der Inspiration, Motivation und man könnte auch sagen: Mitarbeitenden dabei zu helfen, ihre Potenziale zu entfalten, um gemeinsam Unternehmensziele zu erreichen. Im Fall der Stiftung St. Franziskus ist mit Leadership deshalb vor allem auch die Fokussierung und die Auseinandersetzung mit den Wegweisern für eine gemeinsame Führungskultur gemeint.

Das Führungskräfteentwicklungsprogramm der Stiftung teilt sich in drei Module auf: Selbstführung, Führung von Anderen, sowie Kommunikation. Es dauert jeweils fünf Monate und ist durch eine Kombination aus Workshops, individuellen Coachings, einer stiftungseigenen Lernwelt, Reflexionsräumen und Lerntransfers nachhaltig aufgebaut. Der erste Workshop, ein Basis-Workshop, wurde bereits abgehalten. Mit dem Vorstand, den Aufgabenfeld- und Referatsleitungen, Bereichs- und Abteilungsleitungen. „Die erste Zielgruppe, sozusagen“, erklärt Robin Moosmann, Referent für Führungskräfteentwicklung. Es habe eine offene Auseinandersetzung mit den Werten der Stiftung und damit auch mit den Wegweisern der Führungskultur stattgefunden – und das werde man beibehalten. „Denn es geht nicht darum, dass wir diese Führungswerte überstülpen möchten“, erklärt Robin Moosmann, „sondern es geht darum, das eigene und das gemeinsame Bewusstsein weiterzuentwickeln. Es ist ein ‚Mit-auf-den-Weg-gehen‘.“ Es gelte, auf dem Weg auch immer wieder anzuhalten und sich umzuschauen, den Blick zu schärfen und auszuloten, ob man noch richtig unterwegs oder an der einen oder anderen Stelle sogar falsch abgebogen ist. Eine reizvolle Reise also – für das gesamte Unternehmen, aber auch für das eigene Ich als Führungskraft. Hier werden, in einem ersten Schritt des Entwicklungsprogramms, Themen aus dem Bereich der Selbstführung angesprochen: eigene Skills, Selbstreflexion, Selbstwahrnehmung, Selbstfürsorge. Nicht zuletzt für Führungskräfte, so Robin Moosmann, sei die physische und mentale Gesundheit essenziell wichtig. Denn nur eine Führungskraft mit bewusster Selbstführung kann dienen – auch als Vorbild. ●



Zukunft

Zukunft

17

Akten, Akten, Akten. Auch in der Stiftung St. Franziskus füllen und füllten sie ganze Wandschränke, Dachböden und Kellerräume. Die allermeisten von ihnen hat nie wieder jemand zur Hand genommen beziehungsweise wird nie wieder jemand zur Hand nehmen. Denn sie enthalten Informationen, die Jahre und teilweise mehrere Jahrzehnte alt sind. Und doch mussten sie aufbewahrt werden – für den Fall eines Falles. Und sollte von den älteren Akten doch einmal eine benötigt worden sein, war der Zugang zu den Informationen in diesem im wahrsten Sinne verstaubten Verfahren mitunter sehr zeitraubend. Mit Papierakten neueren Datums sah und sieht es nicht anders aus: Nicht immer sind sie dann für diejenigen sofort verfügbar, die sie brauchen. Daher lautet auch in der Stiftung St. Franziskus das Motto: „Papier war gestern“. Zumindest, was die Akten über die Klientinnen und Klienten betrifft. Immerhin rund 6.000 Menschen.

Der offizielle Start für die digitale Klientenakte (kurz: DIKA) innerhalb der Stiftung St. Franziskus war im Frühsommer 2024. Seitdem profitieren Mitarbeitende ein ums andere Mal von deren Vorzügen, denn sie erleichtert die Arbeit, strafft die Abläufe und spart damit Zeit. Verantwortlich ist ein elektronisches Dokumentationssystem, mit dem sich die erfassten Informationen über Klientinnen und Klienten zentral und somit platz-, zeit- und ressourcensparend speichern lassen. Denn die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe, der Behindertenhilfe und der Altenhilfe der Stiftung St. Franziskus, haben es täglich mit einer Vielzahl verschiedener Klientendaten und -informationen zu tun. Mit der Einführung der digitalen Klientenakte waren also gleich mehrere Ziele verbunden: Zeit- und Kostenersparnis, bessere Koordination, sowie Effizienzsteigerung. Aber auch die Datensicherheit spielt eine große Rolle, da nur über passwortgeschützte Endgeräte zugegriffen werden kann. Zudem sind die Daten stark abgesichert, ein Verlust ist im Prinzip nicht möglich.

Abgedeckt wird eine große Bandbreite an Informationen, angefangen von Namen und Geburtsdatum über Arztberichte, Zeugnisse, Heimverträge oder Bewilligungsbescheide. Die Transparenz der Datensätze steigt über verschiedene Bereiche hinweg, sei es Pflegepersonal, Verwaltung oder Finanzen. Die Software erfasst und archiviert alle wichtigen Informationen und Parameter wie persönliche Daten, Zeugnisse, Heimverträge, Arztberichte, medizinische Informationen, Therapieverläufe, wichtige Termine, aber auch aktuelles Geschehen wie Sturzberichte. Die digitale Akte ermöglicht ausschließlich zuständigen Mitarbeitenden den Zugriff auf die Informationen. Von

unterschiedlichen Geräten aus können sie auch gleich bearbeitet und auf den neuesten Stand gebracht werden. Was natürlich einen reibungslosen Arbeitsalltag und die bestmögliche Versorgung der Klientinnen und Klienten unterstützt.

Stellvertretend für andere Bereiche ein Beispiel aus der Werkstatt für Menschen mit Sinnesbehinderung (WfbM): Die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Kolleginnen und Kollegen von Wohnbereich und Arbeitsbereich wurde durch die digitalen Akten erheblich erleichtert, beispielsweise durch den schnellen Zugriff auf Medikamentenverordnungen. Die „Zettelwirtschaft“, wie es ein Mitarbeiter ausdrückt, sei deutlich weniger geworden und man habe nun immer und unmittelbar Zugang zu wichtigen Dokumenten der Bewohnerinnen und Bewohner, wie etwa den Schwerbehinderten- oder Befreiungsausweis. Außerdem verfüge man sofort über Auskunft, ob von einer entsprechenden Person oder deren gesetzlichem Vormund die Erlaubnis für das Nutzen von Bildmaterial erteilt worden ist. (Anm.: Was beispielsweise auch der Redaktion des Franziskusboten sehr zugute kommt, wenn die Redaktion einen Bericht über Klientinnen und Klienten aus der Stiftung veröffentlichen möchte).



Zettelwirtschaft ade

Digitale Akten haben sich im Gesundheitswesen lange angekündigt. Im Sozialwesen sind sie bereits Teil der Realität. In der Stiftung St. Franziskus wurden solcherlei „Klientenakten“ in allen drei Leistungsbereichen angelegt – der Kinder- und Jugendhilfe, der Behindertenhilfe und der Altenhilfe. In einem umsichtigen Verfahren durch IT-Spezialisten und im ständigen Dialog mit den Anwendenden. Um die Risiken auf ein absolutes Minimum zu drücken, die Vorteile der digitalen Akten jedoch voll auszuschöpfen.





Auch in anderen Leistungsbereichen, sowie in der Verwaltung, hat man seit der Einführung der digitalen Klientenakte durchweg gute Erfahrungen gemacht. Was einer vorausschauenden und lange angelegten Planung im Rahmen der Digitalisierungsstrategie der Stiftung zu verdanken ist. Vor einiger Zeit wurde im Zuge dessen von Axel Buchinger, Leiter der IT-Abteilung, eine spezielle Arbeitsgruppe ins Leben gerufen: das „Digiboard“. Dort treffen sich Vertreterinnen und Vertreter aller Leistungsbereiche sowie Referate, wie etwa Personal und Finanzbuchhaltung. Im Digiboard wurde schnell erkannt, dass neben einem Intranet innerhalb der Stiftung vor allem das Thema digitale Klientenakte vorangetrieben werden müsse. Und zwar übergreifend für alle drei Leistungsbereiche: Kinder- und Jugendhilfe, Behindertenhilfe, Altenhilfe. Mit ihrer äußerst heterogenen Klientel und damit höchst unterschiedlichen bürokratischen Verfahren, ergo auch völlig unterschiedlichen Dokumenten.

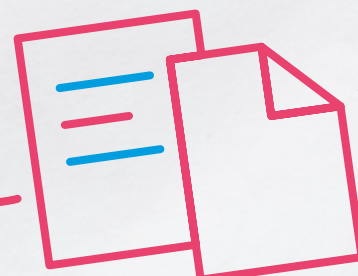
Ein siebenköpfiges Projektteam „Digitale Klientenakte“ wurde gebildet. Dessen Vertreterinnen und Vertreter waren seit Oktober 2022 fortan mit der Einführung und Umsetzung der digitalen Akten beschäftigt. „Wir standen im direkten Kontakt mit allen Leiterinnen und Leitern der Leistungsbereiche, was uns sehr geholfen hat, das Ganze übergreifend und einheitlich anzugehen“, erklärt Maria Paul, die Projektleiterin „was früher im Aktenordner abgelegt wurde, befindet sich nun im digitalen Dokument.“ Ganze Räume seien zuvor mit Akten gefüllt gewesen. Eine nicht enden wollende Flut an Papier, die aufbewahrt werden musste, zudem an verschiedenen Orten. „Wenn früher eine Wohngruppe zum Beispiel eine aktuelle behördliche Bewilligung einsehen wollte und diese noch nicht kopiert und weitergeleitet worden war, musste man warten, bis entweder das Sekretariat besetzt war oder sich einen Schlüssel zum Büro geben lassen“, weist Maria Paul auf die Nachteile der veralteten Abläufe hin.

Zukunft

Bei manchen Vorgängen hätte man gar ein Vielfaches an Aufwand gehabt, etwa bei Änderungen in einem Schwerbehindertenausweis: Der Ausweis musste erst neu eingescannt und anschließend per E-Mail an den Leistungsbereich geschickt werden. Bevor das geänderte Dokument der betreffenden Person überreicht werden konnte, musste es erst noch auf Papier kopiert und dann sowohl an die zentrale Verwaltung als auch an die Wohngruppenleitung der betreffenden Person verteilt werden. „Ein dreifacher bürokratischer Aufwand“, so Maria Paul. Im digitalen Zeitalter können die Dokumente nun mit wenigen Mausklicks eingesehen oder gestreut werden. Selbstverständlich nur vom befugten Personenkreis. Es wurde präzise abgestimmt, wer welche technische Aufgabe und welche Zugangsberechtigungen zu den digitalen Klientenakten erhält. So gibt es beispielsweise Unterschiede zwischen Fachkräften und Hilfskräften oder Abteilungsleiterinnen und Abteilungsleitern.

In der heißen Phase der Umstellung war freilich ein echter Kraftakt vonnöten. Es wurde eigens eine zentrale Scan-Stelle eingerichtet, um die Verwaltungskräfte zu entlasten. Schließlich kommt nach wie vor vieles per Post oder Fax an. Jede einzelne Seite muss, beziehungsweise musste digital erfasst werden. Für die Mitarbeitenden wiederum erstellte das Projektteam im Vorfeld der Umstellung komprimierte Schulungsvideos, ausführliche Handouts und Schulungsunterlagen. Damit die Tücken im Umgang mit der Technik beim Einpflegen oder Ändern der Daten auf ein Minimum reduziert werden können.

Wie es bei einer Veränderung in diesem Umfang nicht anders sein kann, war nicht jede oder jeder sofort von der Umstellung überzeugt, es gab auch Bedenken und Widerstände: „Bei manchen Mitarbeitenden war der Trennungsschmerz vom Papier hoch“, erinnert sich Maria Paul. Die Zentralisierung und das vermeintliche „Wegnehmen“ von Tätigkeiten habe manche Mitarbeiterin und manchen Mitarbeiter skeptisch werden lassen. Doch die Zeit- und Kostenersparnis hätten mittlerweile viele anfängliche Bedenken zerstreut.



Zukunft

„Es geht bei der Digitalisierung nicht um ein Wegrationalisieren oder dergleichen“, stellt Axel Buchinger klar.

Als sozialwirtschaftliches Unternehmen werden wir nie auf Tätigkeiten von Mensch zu Mensch verzichten wollen und können, aber die Digitalisierung hilft uns enorm, die vorhandenen Ressourcen unseren Klientinnen und Klienten auf bestmögliche Weise zugute kommen zu lassen.

Im Großteil der Standorte und Einrichtungen der Stiftung ist der Umstieg auf die digitale Klientenakte mittlerweile vollzogen. Die Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren in Heiligenbronn und in Baidt kommen mit etwas Verspätung an die Reihe, da dort noch prozessuale und IT-technische Voraussetzungen geschaffen werden müssen. Bis 2026 sollte aber auch das erledigt und dann die gesamte Stiftung und deren Klienten mit digitalen Akten ausgestattet sein.

Wo die Umstellung aktuell noch am Laufen ist, fahren Maria Paul und ihr Team nach wie vor direkt in die Einrichtungen und lassen sich die Probleme im Umgang mit der Software schildern.

„Die Mitarbeitenden haben völlig unterschiedliche Vorkenntnisse, wir nehmen uns daher Zeit und jede Frage ernst“

— Maria Paul

Technischer Support werde selbstverständlich auch in Zukunft durch ein Team geleistet. Es stellt auch die Weiterentwicklung der Prozesse und Anwendungen sicher. Wozu auch mögliche gesetzliche Änderungen gehören. Gerade der Umgang mit Daten ist bekanntermaßen fast täglich Gegenstand politischer Diskussionen.

Für die Stiftung St. Franziskus jedenfalls ist ein datenschutzkonformer Umgang mit Klientendaten oberste Maxime. Dazu gehört nach der Datenschutzverordnung (DSVGO), dass Klientenakten nur so lange gespeichert sein dürfen, wie es die Notwendigkeiten erfordern und die Fristen erlauben. Bereits sechs Monate nach dem Austritt aus der Stiftung müssen Vorsorgevollmachten, Berichte und Beurteilungen, Bildungspläne oder Medikamentenpläne für Klientinnen und Klienten gelöscht werden. Medizinische Akten sind im Übrigen besonders geschützt. Was bei Papierakten früher zu einem großen Aufwand geführt habe, so Maria Paul: „Die waren ja mehrfach kopiert und verteilt.“ Vier Jahre nach dem Austritt dürfen dann gerichtliche Bescheide, wie etwa Pfändungsbescheide, gelöscht werden. Gleiches gilt für die pflegerische Dokumentation, wie zum Beispiel Sturzprotokolle. Elf Jahre nach dem Austritt folgen dann die Stammdaten, Informationen zur Unterbringung, sowie die Vertragsunterlagen.

Eine wichtige Rolle kommt bei diesem Thema auch dem Stiftungsarchiv zu: Jedes Papierdokument oder systemische Dokumente mit kundenbezogenen Daten aus der Kinder- und Jugendhilfe sowie der Behindertenhilfe muss vom Stiftungsarchiv geprüft werden, bevor es vernichtet werden darf. „Der Löschprozess wird uns noch Jahre beschäftigen“, sagt Maria Paul. Informationen über wichtige Personen, etwa Persönlichkeiten, die die Geschichte und die Entwicklung der Stiftung oder ihre jeweiligen Bereiche besonders geprägt haben, werden jedoch aufgehoben. Sie selbst findet den „trockenen Begriff“ der digitalen Akte übrigens nicht ganz passend: „Da steckt ja so viel mehr dahinter. Ganz oft spannende Details und Biografien, manchmal auch Leidensgeschichten.“ Die Akten sind eben ein lebendiger Querschnitt durch das Leben und die Geschichte der Stiftung St. Franziskus. Da macht es ausnahmsweise keinen Unterschied, ob sie auf Papier oder digital vor einem liegen. ●



Zukunft

Wer im sozialen Bereich arbeitet, das lässt sich wohl verallgemeinernd sagen, ist tendenziell eher engagiert und verfolgt aufrichtige Ziele zum Wohle der Gesellschaft. Auch die Pädagoginnen und Pädagogen der Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung St. Franziskus machen da keine Ausnahme, die Motivation ist hoch. In der Natur der Sache liegt es, dass Heranwachsende in gewissen Fragen und in speziellen Lebensphasen, Rat und Orientierung bei einer Bezugsperson desselben Geschlechts suchen.

So auch Sebastian (*Name geändert*), der sich in der Fürsorge der Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung befindet. In seiner Tagesgruppe, im Schwarzwald-Baar-Kreis, arbeiten derzeit ausschließlich Erzieherinnen. Auch in seinem familiären Umfeld, hat Sebastian wenig Kontakt mit männlichen Bezugspersonen. Weshalb er sich momentan am allerliebsten im Jugendraum des Jugendhauses aufhält. Denn dort ist ein Auszubildender zugange, mit dem sich Sebastian sehr gut versteht. Die beiden sind auf einer Wellenlänge, sprechen eine gemeinsame Sprache. „Sie connecten echt gut“, berichtet Janina Diener, Abteilungsleiterin innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung. Sebastian habe dringend einen männlichen Ansprechpartner gebraucht. Weshalb sich die Tagesgruppe darum bemüht hat, dass er einmal pro Woche einen Nachmittag im Jugendraum verbringen und dort etwas mit dem Azubi unternehmen kann.

Möglich wurde das, weil die Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung mit dem Schwarzwald-Baar-Kreis kooperiert und pauschal für die Übernahme von Leistungen bezahlt wird. Und eben unabhängig davon, ob solche sinnvollen Zusatztermine wie Sebastians Nachmittag im Jugendraum in einer Einrichtung der Stiftung oder außerhalb stattfinden. Ein Beispiel aus der Kinder- und Jugendhilfe. Es lässt sich auch auf andere Bereiche in der Daseinsvorsorge – also kommunale Dienstleistungen, hier insbesondere für Menschen mit Unterstützungsbedarf – ausdehnen. Etwa für Menschen mit Behinderung oder ältere und pflegebedürftige Menschen. Der Landkreis Schwarzwald-Baar hat, um auf die in die Höhe gegangenen Fallzahlen bei gleichzeitigem Personalmangel zu reagieren, damit begonnen, den Handlungsansatz der Sozialraumorientierung in seine Jugendhilfearbeit zu integrieren.

Um die Daseinsvorsorge mit neuen Ansätzen, Ideen und Angeboten auch künftig zu gewährleisten. „Wir sind Kooperationspartner und können uns – das war uns sehr wichtig – aktiv in diesen Prozess einbringen“, sagt Martin Bantle, der innerhalb der Stiftung St. Franziskus für die Entwicklung neuer sozialer Angebotsformen zuständig ist. Zusammen mit Janina Diener bildet er das Team, gewissermaßen eine Task Force, das die Sozialraumorientierung auch in die Stiftung St. Franziskus bringen soll. Sprich, dieses Konzept soll nach und nach in die relevanten Bereiche und Ebenen integriert und grundlegend mitgedacht werden. Und zwar in allen drei Leistungsbereichen: neben der Kinder- und Jugendhilfe auch in der Behindertenhilfe und der Altenhilfe.

Das geschilderte Beispiel ist eines von unzähligen Möglichkeiten, wie Sozialraumorientierung in konkreten Situationen zu neuen Wegen und Lösungen führen kann.

Denn übergeordnetes Ziel ist die Verbesserung der Lebenssituation von Menschen, die Stärkung ihrer Teilhabe- und Entwicklungschancen sowie ihrer Selbsthilfekräfte.

Hilfe zur Selbsthilfe, darin sind sich wohl die allermeisten Akteure im sozialen Bereich einig, wirkt am ehesten nachhaltig. Um dieses Ziel mit Hilfe von Gestaltung von Sozialräumen zu erreichen, wird grundlegend eine Zusammenarbeit der verschiedensten örtlichen Protagonistinnen und Protagonisten angestrebt: die örtliche Verwaltung, soziale Einrichtungen und Dienste, Beratungsstellen, Bildungsinstitutionen, Vereine, Freizeiteinrichtungen, Geschäftsinhabende, Ärztinnen und Ärzte und so weiter. Sinnvolle Kooperationen werden angestrebt, die Bildung von sozialwirksamen Netzwerken unterstützt. Somit gilt die Sozialraumorientierung auch als wichtige Strategie, um den Herausforderungen des demografischen Wandels oder der Ausgrenzung gesellschaftlicher Gruppen zu begegnen. Nicht umsonst setzen daher auch städtebauliche Programme auf die Sozialraumorientierung.

Was willst Du?

Vielversprechende Impulse für soziale Arbeit bietet die Sozialraumorientierung. Dieses Fachkonzept geht über die herkömmliche „Einzelfallhilfe“ hinaus und fokussiert sich stattdessen an der Gestaltung von Lebenswelten. Um es Menschen in schwierigen Lebensphasen zu ermöglichen, besser zurechtzukommen. Gleichfalls orientiert sich dieser Handlungsansatz am erklärten und nicht am vermuteten Willen des Menschen. Die Sozialraumorientierung ist damit ein potenzielles weiteres Puzzleteil in Sachen Personenzentriertheit in der sozialen Arbeit. Ein Team lotet derzeit aus, wie die Sozialraumorientierung in allen drei Leistungsbereichen der Stiftung St. Franziskus verankert und mitgedacht werden kann.

Das bundesweite Städtebauförderprogramm „Soziale Stadt“ etwa baut seit 1999 auf die Sozialraumorientierung. „Je nachdem, welche Institutionen und Personen im Stadtteil oder einer Ortschaft eine wichtige Rolle spielen, je nachdem, welche Anliegen den Bewohnerinnen und Bewohnern am wichtigsten sind. Denn der Ausgangspunkt sozialräumlicher Arbeit ist immer der erklärte Wille der Menschen.“ So formuliert es der Deutsche Caritasverband, der seine angeschlossenen Träger ebenfalls dazu animiert, die Sozialraumorientierung als Modell für die soziale Arbeit in Betracht zu ziehen.

Der Handlungsansatz der Sozialraumorientierung folgt stets fünf zentralen Prinzipien, die von Wolfgang Hinte formuliert wurden, er gilt auch als Vater des Modells:

- 1 Orientierung am Willen und den Interessen der Menschen
- 2 Unterstützung von Eigeninitiative und Selbsthilfe
- 3 Konzentration auf Ressourcen
- 4 Zielgruppen- und bereichsübergreifende Sichtweise
- 5 Kooperation, Koordination und Integration

Dem Sozialwissenschaftler nach haben Selbsthilfekräfte und Eigeninitiative also Vorrang, im Fokus stehen persönliche und gesellschaftliche Ressourcen und jene, die der soziale Raum bereithält. Die Konsequenz ist ein sich verändernder Blick auf die Klientel. Wolfgang Hinte fasst es folgendermaßen zusammen:

„Der Kernsatz in der Sozialraumorientierung ist: ‚Wir wollen nicht Menschen verändern, sondern Verhältnisse gestalten.‘“



Zukunft

Seiner Auffassung nach ist es ein grundlegendes Problem in der deutschen Sozialgesetzgebung, dass Geld allzu oft erst fließt, wenn Menschen bereits in Notsituationen sind, nicht aber bereits, wenn sie drohen in Notsituationen zu geraten. Ein Paradigmenwechsel wäre daher vonnöten. Nicht nur auf Seiten der Kostenträger, die für die Finanzierung sozialer Arbeit verantwortlich sind, und damit auch wohin und auf welche Weise die Gelder verteilt werden. Hier gilt aber nach wie vor: „Vom Fall zum Geld“.

Auch auf Seiten der Leistungserbringer ist ein Umdenken erforderlich, denn es geht um die Haltung gegenüber der Klientel. „Wenn man ehrlich ist, verführt einen der professionelle Blick dazu, davon überzeugt zu sein, was die- oder derjenige gerade braucht“, sagt Janina Diener. Doch es gelte eben bei dem anzusetzen, was die Klientin oder der Klient will. Eine solche Haltung geht einher mit einem ohnehin sich im Wandel befindlichen Blick auf die soziale Klientel. Denn in den klassischen Leistungsbereichen im Sozialwesen nimmt die „Personenzentriertheit“ immer mehr Raum ein. Abzulesen nicht zuletzt am Bundesteilhabegesetz, das die Selbstbestimmung der Menschen in der Eingliederungshilfe klar aufwertet.



Zukunft

Im Zuge des Wandels wurde das Case-Management in der Behindertenhilfe der Stiftung St. Franziskus eingeführt und eigens neue Stellen geschaffen. Zum Fallmanagement liefert Wikipedia eine prägnante Definition: „Das Ziel (...) ist eine wohl organisierte und bedarfsgerecht auf den einzelnen Fall zugeschnittene Hilfeleistung, in welcher der Versorgungsbedarf eines Klienten oder Patienten erbracht wird. Dabei wird als Leistung die gesamte Unterstützung sowohl über einen definierten Zeitraum als auch quer zu bestehenden Grenzen von Einrichtungen, Dienstleistungen, Ämtern und Zuständigkeiten geplant, implementiert, koordiniert, überwacht und evaluiert.“ Im Case-Management, das innerhalb der Stiftung voraussichtlich weiter ausgebaut wird, ist Sozialraumorientierung also praktisch inhärent. Denn es bezieht die an der Versorgung beteiligten Einrichtungen und sozialen Sicherungssysteme mit ein. Innerhalb der Altenhilfe der Stiftung wiederum wird schon seit geraumer Zeit „vom Klienten aus“ gedacht. Wann und wo immer es geht und es die Refinanzierungen, beziehungsweise die Fördermittel erlauben, werden die Klientinnen und Klienten individuell unterstützt. „Ein klassisches Angebot im Sinne der Sozialraumorientierung ist ein offener Mittagstisch“, sagt Martin Bantle. Oder offene Kaffeenachmittage und weitere Publikumsveranstaltungen in den Altenzentren. Auch gäbe es sicherlich zahlreiche weitere Möglichkeiten der sozialen Vernetzung: „Tiere, die in Altenzentren gehalten werden oder die vorhandenen Gärten könnten Möglichkeiten bieten, sich beispielsweise für Kindergruppen zu öffnen“, gibt Martin Bantle zu bedenken. Das fördere den sozialen Austausch und werte den sozialen Raum auf.

Im Zuge der Sozialraumorientierung müsse man auch weg vom Konkurrenzdenken innerhalb der Trägerschaften, wie Martin Bantle ausführt. Der Personalmangel würde eine kooperative Haltung untereinander zwar nicht gerade fördern, aber zum Wohle der Menschen und im Geiste der Sozialraumorientierung müsse man sich stärker vernetzen und gegenseitig unterstützen.



„Das Geschäft wird uns sowieso nicht ausgehen“, so Martin Bantle, was die wachsende Zahl an Fällen sowie der demografische Wandel nahelege, „aber wie wir unsere Arbeit gestalten, das können wir beeinflussen.“ Und dank des sozialraumorientierten Ansatzes künftig hoffentlich auch immer mehr Lebenswelten für die Menschen mitgestalten.

Das Modell bietet also die Chance, neue Perspektiven einzunehmen, Vorhandenes in Frage zu stellen und neu zu denken.

Mit einer veränderten Haltung können Ideen und Impulse entstehen. Fachtage mit Vorträgen von Expertinnen und Experten tragen zu einer Schärfung der Sichtweise bei. Und intern sind Janina Diener und Martin Bantle als zertifizierte Trainer für Sozialraumorientierung für eine Sensibilisierung zuständig. Sprich, Sozialraumorientierung in der Stiftung zu verankern. Man könnte diese Aufgabe auch als „Ressourcenchecker“ bezeichnen, wie es Dr. Maria Lüttringhaus ausdrückt. Die Expertin für Sozialraumorientierung stimmte vor einigen Monaten bei einer Leitungskonferenz Führungskräfte der Stiftung St. Franziskus auf das Thema ein. Und trug dabei vor, was sie immer wieder betont: „Lösungswege aus bereits vorhandenen Ressourcen basteln.“ ●

Bewegung, die Zukunft schenkt

Im Therapiebad „Bädle“ in Baintdt können Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Behinderung erfahren, was an Land oft nicht möglich ist: Selbstvertrauen. Selbstwirksamkeit. Freude an der Bewegung. Das warme Wasser trägt, was sonst schwerfällt. Ein erster Schritt gelingt. Ein Sprung. Ein Lächeln. Viele Kinder machen hier die wunderbare Erfahrung, sich zum ersten Mal ganz aus eigener Kraft zu bewegen – in ihrem Tempo, mit Mut und Begeisterung. Für Menschen mit Behinderung ist das „Bädle“ ein wertvoller Ort: zur Entspannung, zur Linderung von Schmerzen, zur Begegnung.

Text: Isabel von Au Fotos: Samanta Franjković / BURKart – Fotografie

Doch unser „Bädle“ braucht Ihre Hilfe:

Einzelne Reparaturen sind nicht mehr möglich, denn zentrale Bestandteile wie die Wasseraufbereitungsanlage, die Beckenbeschichtung und technische Anlagen sind veraltet und arbeiten nicht mehr zuverlässig. Ohne eine umfassende Renovierung droht die dauerhafte Schließung unseres „Bädle“.

Mit Ihrer Spende helfen Sie mit, diesen Raum der vielen Möglichkeiten zu bewahren – für heute, für morgen, für viele.

Ihre Spende wirkt ganz konkret:



25 €

Anschaffung von Therapiepielen:

- 1 Badegürtel,
- 1 Handpaddel,
- 5 Wasserbälle



50 €

Anschaffung von Aqua-Wassermatten



200 €

Finanzierung von Schwimmunterricht



1.000 €

Finanzierung eines Personenlifters



Mit Kreativität das „Bädle“ retten

Die 16-jährige Celina unterstützte durch den Verkauf von selbstgebastelten Tieren die Spendenkampagne „Rettet das Bädle“ des SBBZ Sehen in Baintdt.

Trotz hochgradiger Sehbehinderung hat sie 30 Katzen und Mäuse hergestellt. „Ich habe mich arg angestrengt. Es ist für mich nicht leicht, solche kleinen Dinge mit den Händen zu machen“, sagt sie selbstbewusst. Den gesamten Erlös spendete sie für das Therapiebad.

„Das Bad muss bleiben!“, sagt sie mit fester Stimme.



Jede Spende zählt!

Spendenkonto

Sparkasse Rottweil

IBAN: DE56 6425 0040 0000 5403 40

Stichwort: Bädle Baintdt

www.stiftung-st-franziskus.de/baedle-baintdt



€uro-Überweisung

Nur für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro. Überweisender trägt die Entgelte bei seinem Kreditinstitut; Begünstigter trägt die übrigen Entgelte.

Begünstigter: Name, Vorname/Firma (max. 27 Stellen, bei maschineller Beschriftung max. 35 Stellen)

stiftung st. franziskus heiligenbronn

IBAN des Begünstigten

DE56642500400000540340

BIC des Kreditinstituts des Begünstigten (8 oder 11 Stellen)

SOLADES1RWL

Betrag: Euro, Cent

Spenden-/ Mitgliedsnummer oder Name des Spenders

PLZ und Straße des Spenders (max. 27 Stellen)

Angaben zum Kontoinhaber/Zahler: Name, Vorname/Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

Datum

Unterschrift(en)

SPENDE

Zukunft schenken – mit Testamentsspenden und Nachlässen

Was bleibt, wenn wir gehen? Diese Frage bewegt viele Menschen im Laufe ihres Lebens. Wer Gutes weitergeben möchte, kann mit einem Testament mehr bewirken, als man vielleicht denkt: Eine Testamentsspende zugunsten der Stiftung St. Franziskus schenkt Zukunft – für Kinder, Jugendliche und deren Familien, für Menschen mit Behinderung und ältere und pflegebedürftige Menschen.

Text: Isabel von Au Foto: Getty Images

Wie Herr B. Zukunft schenkte:

Herr B., ehemaliger Arbeiter aus Trossingen, war dem Altenzentrum Dr.-Karl-Hohner-Heim zeitlebens eng verbunden. Als Rentner engagierte er sich dort ehrenamtlich und veranstaltete regelmäßig verschiedene Angebote für die Bewohnerinnen und Bewohner.

Mit seinem Testament setzte er ein Zeichen: Einen Teil seines Erbes vermachte er der Stiftung St. Franziskus. Sein letzter Wille wurde zu einem neuen Anfang: Dank seiner Testamentsspende konnten wir unter anderem einen Bewegungstrainer anschaffen. Dieser Trainer erweitert das Angebot und unterstützt die Mobilität der Bewohnerinnen und Bewohner.

„Herr B. hat nicht nur Geld hinterlassen
– er hat seine Haltung, seine Fürsorge,
seine Werte weitergegeben.“

Warum ein Testament wichtig ist

Wer ein Testament verfasst, entscheidet selbst, was mit dem eigenen Vermögen geschieht – und kann über das eigene Leben hinaus Gutes bewirken.

Neben Familie und Freunden können Sie auch eine gemeinnützige Organisation wie unsere Stiftung bedenken. So wird Ihr letzter Wille zu einem Zeichen für das, was Ihnen wichtig ist – und schafft Zukunft für die Menschen, die wir begleiten. Ohne Testament greift die gesetzliche Erbfolge. Eine Berücksichtigung gemeinnütziger Organisationen ist dabei nicht vorgesehen.

Wussten Sie schon?

Sie können auch Stiftungen und Organisationen als (Teil-)Erbgenossen einsetzen – oder mit einem Vermächtnis eine bestimmte Summe oder Sache (zum Beispiel eine Immobilie, Grundstück) gemeinnützig spenden.

Ein Testament zu machen, ist ein persönlicher und oft emotionaler Schritt. Wir nehmen uns Zeit für Sie. Gerne klären wir Ihre Fragen – sprechen Sie uns gerne an!

Schenken Sie Zukunft.

Hinterlassen Sie ein Stückchen Ewigkeit.

Mehr Informationen finden Sie auch in unserem Nachlass-Ratgeber „Ein Stückchen Ewigkeit“ oder unter www.stiftung-st-franziskus.de/nachlass



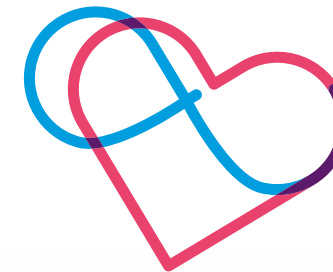
Isabel von Au

Fundraising und Nachlässe
Referat Kommunikation

Telefon: 07422 569-3661

E-Mail: isabel.vonau@stiftung-st-franziskus.de

Stiftung St. Franziskus · Kloster 2 · 78713 Schramberg



Unsere kostenfreien Nachlass-Ratgeber können Sie per Post oder per E-Mail anfordern:

- ☐ Ja, ich möchte den kostenfreien Nachlass-Ratgeber **per Post**, bitte schicken Sie ihn mir zu.
- ☐ Ja, ich möchte den kostenfreien Nachlass-Ratgeber **per E-Mail**, bitte schicken Sie ihn mir zu.

Anrede* Titel

Vorname, Nachname*

E-Mail

Straße, Hausnummer*

PLZ, Wohnort*

Geburtsdatum

Telefonnummer

- ☐ Ich möchte weiterhin Informationen rund um die Arbeit der Stiftung St. Franziskus erhalten (auch postalisch).

Ihre personenbezogenen Daten werden von uns ausschließlich zur Bearbeitung Ihrer Anfrage verwendet und nicht an Dritte weitergegeben. Näheres finden Sie in unserer Datenschutzerklärung unter www.stiftung-st-franziskus.de/datenschutz.

* Pflichtfelder

Das Herz auf Seiten der Träger

Interview: Martin Cyris

Fotos: Stiftung St. Franziskus, privat

Lea Reichert übernimmt seit einigen Monaten die Aufgabenfeldleitung der Behindertenhilfe der Stiftung St. Franziskus. Das Unternehmen kennt sie gut – und als passionierte Seglerin und Wanderin weiß sie wie man auch unter herausfordernden Rahmenbedingungen Berge bewältigt und auf Kurs bleibt.

Frau Reichert, sind Sie ein Mensch mit viel Sitzfleisch?

(lacht) Ich kann mir schon vorstellen, worauf Sie anspielen. In der Tat, die Weiterentwicklung von Themen, viele Gespräche, Beratungen und Verhandlungen, vor allem über Leistungen und Entgelte sowie die BTHG-Umsetzung (Anm.: Bundesteilhabegesetz), nehmen sehr viel Zeit in Anspruch. Aber das wusste ich schon, bevor ich die Stelle antrat. Was das Sitzfleisch angeht: Ich bin vom Naturell eher ein etwas ungeduldiger Mensch. Was ich aber auch als positiv empfinde, nämlich als Antrieb und Motor, um Dinge voranzubringen.

Angesichts des Dickichts an Paragrafen und Regelungen, was die Eingliederungshilfe angeht, diese enorme Komplexität, dürfte sich das manchmal aber eher wie das Fahren mit angezogener Handbremse anfühlen?

Stefan Guhl, einer unserer beiden Vorstände, sagte einmal, und da gebe ich ihm Recht: ‚Wir befinden uns nicht in einem Sprint, sondern in einem Marathon.‘ In der Sozialwirtschaft brauchen die Dinge Zeit, um zu entstehen und zu reifen. Man muss deshalb den Fokus auf die kleinen Schritte und Erfolge legen. Und trotzdem, für mich persönlich könnten manche Prozesse tatsächlich weitaus schlanker ablaufen und Entscheidungen schneller gefällt werden. Doch uns sind in vielerlei Hinsicht die Hände gebunden, weil wir bei vielen Fragen von Politik, Ämtern und Behörden abhängig sind. Die ganze Bürokratie und der Dschungel an Gesetzen, Regelungen und Vorschriften frisst inzwischen ungeheuer viel Zeit und Energie.

Die dann woanders fehlt?

Genau, und deshalb ist es für mich sehr wichtig, Prioritäten zu setzen. Für den Austausch mit Kolleginnen und Kollegen, aus den verschiedensten Bereichen, Aufgabenfeldern und Referaten der Stiftung, nehme ich mir zum Beispiel bewusst gerne und ausreichend Zeit. Mir war es von Anfang an wichtig, möglichst viele Bereiche kennenzulernen und den Menschen zuzuhören. Und zwar unabgelenkt. Dann hat auch das Telefon zu schweigen und die E-Mails müssen warten. In der Arbeitswelt ist es ja oft irgendwie paradox: Es wird zwar erwartet, dass man sich voll auf seine Aufgaben konzentriert. Aber dass man sich zuerst einmal voll auf die Menschen einlassen sollte, das kommt schnell mal zu kurz.

Sie haben es schon angedeutet, die Stelle als Aufgabenfeldleiterin der Behindertenhilfe ist kein Sprung ins kalte Wasser, Sie kannten die Stiftung St. Franziskus bereits...

Vor meinem dualen Studium der Sozialwirtschaft in der Stiftung war ich bereits in der Kinder- und Jugendhilfe tätig. Nach dem Studium bin ich dort als Fachleitung für interne Prozesse eingestiegen und habe verschiedene fachübergreifende Projekte begleitet. Dazu gehörten beispielsweise die Umstellung auf den neuen Landesrahmenvertrag mit all den damit verbundenen Leistungs- und Entgeltverhandlungen sowie der Projektstart des Frauenhauses in Rottweil, das hoffentlich im Jahr 2027 eröffnet werden kann. Nach einigen Jahren in der Kinder- und Jugendhilfe habe ich in die Referentenstelle der Vorstände gewechselt. In dieser Funktion konnte ich die Stiftung in ihrer ganzen Breite kennenlernen und insbesondere in der Organisations- und Kulturentwicklung mitwirken. Dabei wurde mir schnell klar, dass meine Leidenschaft und meine Stärke in der Gestaltung unternehmerischer Prozesse sowie in der Weiterentwicklung von Organisation, Kultur und Strategie liegt.



Das Sie dann vorübergehend zu einer Unternehmensberatung geführt hat?

Genau, 2022 bin ich nach Stuttgart gezogen – zum einen aus privaten Gründen, zum anderen um meinen beruflichen Horizont zu erweitern. Ich wollte sehen, wie andere Organisationen arbeiten, neue Perspektiven gewinnen. In der Unternehmensberatung haben wir Einrichtungen der Jugendhilfe und der Behindertenhilfe in ganz Deutschland beraten. Dabei konnte ich sehr viele wertvolle Erfahrungen sammeln, die für mich heute Gold wert sind. Ich habe soziale Unternehmen aus unterschiedlichen Blickwinkeln kennengelernt und sie in wirtschaftlichen Fragestellungen und strategischen Ausrichtungen beraten. Aber irgendwann habe ich gemerkt, dass mein Herz eindeutig auf Seiten der Leistungserbringer schlägt. Mir ist es wichtig, direkt mitzuerleben, was unsere Arbeit für die Menschen bedeutet. Das ist das, was mich wirklich erfüllt. Das Zurückkommen nach Heiligenbronn war deshalb auch wie ein Ankommen.

Zumal man in Heiligenbronn direkt mit der Klientel in Berührung kommt?

Absolut, man erfährt hier einfach, wofür man das alles tut. Denken Sie nur an die Schülerinnen und Schüler hier vor Ort. Wir bekommen unmittelbar mit, wie sie sich entwickeln. Oder an die Lebensgeschichten der Menschen, die in unseren Einrichtungen wohnen und in der Werkstatt arbeiten oder im Förder- und Betreuungsbereich sind. Das mitverfolgen zu dürfen ist ein absoluter Mehrwert. Und dann hatte ich auch noch großes Glück und habe von meinem Büro aus einen wunderbaren Blick auf das Schulgebäude St. Benedikt (Anm.: für Schülerinnen und Schüler des SBBZ Hören und des SBBZ Sehen).

Aktuelles

Inspirierende Aussichten, in der Tat. Auch für die Strategie- und Organisationsentwicklung innerhalb der Behindertenhilfe?

Wir befinden uns aktuell in einem Prozess der Restrukturierung unserer Führungsstrukturen. Sprich, wir haben uns zuerst einmal die Strukturen in unserem Aufgabenfeld angeschaut und auf den Prüfstand gestellt. Ganz unbefangen, ohne Erwartungen in irgendeine Richtung. Aber verbunden mit der Frage, welche Veränderungen es braucht, um uns zukunftssicher aufzustellen. Gleichzeitig unter den bekannten herausfordernden Rahmenbedingungen wie enge Budgets, zähe Entgeltverhandlungen, komplizierten Refinanzierungen, Personalmangel. Aber auch die überbordende Bürokratie, die zu einer hohen Arbeitsbelastung führt, auch in den Führungsebenen. Die Erwartungen von Kostenträgerseite sind immer weiter gestiegen, gleichzeitig wird der finanzielle Rahmen immer enger. Wie soll das funktionieren?

Das wollte ich Sie eben auch fragen.

Wie bei allem ist auch hier der Weg das Ziel. Es wird verschiedene Umsetzungsstufen brauchen, um das Ziel einer effizienten und zukunfts-sicheren Restrukturierung zu erreichen. Es wird dabei hauptsächlich darum gehen, zum einen das große Ganze zu sehen, also das Aufgabenfeld Behindertenhilfe in seiner Gesamtheit, aber auch die spezifischen Anforderungen und Themenschwerpunkte in den Angebotsbereichen für junge Menschen und für Erwachsene gerecht zu werden. Wir haben ja in vielen Bereichen ganz ähnliche Fragestellungen. Es gilt daher, nicht hierarchisch zu denken, sondern Synergien zu bündeln und gemeinsame Lösungen zu finden, um der zunehmenden Komplexität begegnen zu können. Dafür braucht es auch neue Gremienstrukturen. Auf jeden Fall müssen wir strukturell ansetzen, um Aufgaben- und Leistungspakete beherrschbar zu gestalten und um unseren Fokus auf die Qualität unserer Angebote und Leistungen richten zu können. Unsere Standorte sollen und werden auch in Zukunft ein geeignetes Lern- und Lebensumfeld für unsere Klientel bieten.

Aktuelles



„Mir ist es wichtig, direkt mitzuerleben, was unsere Arbeit für die Menschen bedeutet. Das ist das, was mich wirklich erfüllt.“

Die Haushaltskassen schrumpfen weiter, gleichzeitig steigen die Kosten für die Leistungserbringer. Wie bekommt man diesen Spagat hin?

Die Luft wird immer dünner, in der Tat, das macht sich schon sehr stark bemerkbar. Vor allem, was die Refinanzierung von Angeboten und Leistungen angeht. Was die Kostenträgerseite anbietet und was wir für unsere Arbeit brauchen, das klappt teilweise sehr weit auseinander. Die Vorstellungen der Politik und Behörden sind teilweise absolut praxisfern. Man muss sich ein ums andere Mal fragen, welchen Stellenwert Menschen mit Behinderungen in unserer Gesellschaft haben, denn die Situation ist manchmal durchaus ernüchternd. Wir müssen eben priorisieren, sprich, wir schauen genau hin, welche Gelder wann und wo investiert werden. Und zeitgleich braucht es von uns als großer Leistungserbringer klare Positionierungen in den Verbänden und politischen Gremien.

... um gleichzeitig Stagnation zu vermeiden...

Eben, wir wollen und müssen uns als Organisation ständig weiterentwickeln und unsere Kompetenzen stärken, um zukunftsfähig zu bleiben. Das geht nur über neue Ideen, Wege und Konzepte. Auch das benötigt Ressourcen. Und vieles wird nur noch mit Hilfe von Drittmitteln, wie Fördergeldern und Spenden, zu stemmen sein. Solche Gelder dienen auch dazu, überaus wertvolle Angebote für Kinder und Erwachsene mit Sinnesbehinderung am Leben zu erhalten, die nicht in den Leistungskatalogen enthalten sind. Zum Beispiel die Reittherapie oder unser liebevolles „Bädle“ in Baidt, um nur zwei von vielen Beispielen zu nennen, bei denen wir sehr froh um die Zuwendungen sind, weil unsere Klientel enorm davon profitiert. Und gleichzeitig braucht es neue Konzepte, wie beispielsweise das Casemanagement, das wir gerade einführen.

Inwiefern kann ein solches Konzept helfen?

Weil es einerseits die Koordination von personenzentrierten, zielorientierten Hilfen ermöglicht und gleichzeitig hilft, die knappen finanziellen Mittel systematischer einzusetzen. Unsere Case-Managerinnen und Case-Manager fungieren als Koordinatorinnen und Koordinatoren und nehmen auch eine anwaltschaftliche Funktion für unser Klientel wahr, indem sie sich für deren individuellen Bedürfnisse einsetzen und für einen reibungslosen Ablauf zwischen allen am Hilfe-prozess beteiligten Personen oder Teams sorgen. Das verbessert die Abläufe, sichert die Qualität in der Betreuung und ermöglicht als Nebeneffekt auch mehr Effizienz.

Bei den Synergieeffekten geht es also nicht nur um Kosteneinsparungen?

Nein. Einsparungen sind zwar ein äußerst willkommener Nebeneffekt. Aber unsere Arbeit, einschließlich neuer Konzepte und Ansätze – wie das Casemanagement –, stehen zuallererst im Dienste der Menschen und ihrer Selbstbestimmung. Das ist ja eigentlich auch der Kern der Reform des SGB IX (Anm.: Das neunte Buch des Sozialgesetzbuchs enthält Vorschriften zur Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit Behinderung in Deutschland, im Rahmen der Reform wurde das Bundesteilhabegesetz BTHG verabschiedet, das die individuellen Bedarfe der Menschen mit Behinderung in den Vordergrund stellt).



Und was uns als Organisation betrifft: Es geht um das Miteinander, um das Wir, über den jeweils eigenen Bereich hinweg. Darum, Menschen an einen Tisch zu bringen, denn gemeinsam sind wir stärker. In solch einer Unternehmenskultur entwickeln sich nachhaltigere Ideen und Veränderungen. Und sie werden von den einzelnen Ebenen mitgetragen. Was wichtig ist, denn jede und jeder Einzelne ist Expertin und Experte auf ihrem und seinem Gebiet. Insofern verstehe ich mich auch in meiner Funktion als Aufgabenfeldleitung als ein Teil des Ganzen, als Schnittstelle mit Moderationsaufgaben und in Teilen auch als Brückenbauerin zwischen den Bereichen und Themen.

Was könnte noch neu beziehungsweise gemeinsam gedacht werden?

Ich denke da zum Beispiel im Angebotsbereich für junge Menschen an eine Annäherung mit dem Aufgabenfeld Kinder- und Jugendhilfe. Ob mit oder ohne Beeinträchtigung, ein junger Mensch braucht Lebensperspektiven, er braucht Erziehung und Förderung und altersgerechte Rahmenbedingungen, einen adäquaten Sozialraum. Für uns gilt es gut zu überprüfen, wo ein Zusammenbringen von jungen Menschen mit und ohne Beeinträchtigung einen Mehrwert bietet und wo wir von unseren gegenseitigen Expertisen profitieren können. Wir möchten deshalb die Vernetzung zwischen den Aufgabenfeldern der Kinder- und Jugendhilfe und der Behindertenhilfe stärken.

Zumal Sie aufgrund Ihrer Vergangenheit beide Bereiche kennen?

Das stimmt und das hilft durchaus. Es geht auch hier wieder darum, Brücken zu bauen. Sowohl intern, als auch für die Klientinnen und Klienten. Unabhängig davon, ob die SGB VIII-Reform nun kommt oder nicht denken wir solche Wege an (Anm.: Nach der Reform könnte künftig die Jugendhilfe künftig für Kinder- und Jugendliche mit Beeinträchtigung zuständig sein statt wie bisher die Eingliederungshilfe).

Auch beim Thema Inobhutnahme ist es äußerst interessant, unsere vorhandenen Expertisen und Kompetenzen zu nutzen.

In Deutschland gibt es bislang nur sehr, sehr wenige Einrichtungen mit Inobhutnahmegruppen für Kinder mit Behinderung. Aktuell betrachten wir daher gemeinsam, welche Bedarfe wir für ein solches Projekt haben, welche Personal-kompetenzen und welche Räumlichkeiten wir brauchen.

Wie stellt sich der Umstellungsprozess in der Behindertenhilfe vor dem Hintergrund einer veränderten Arbeitswelt für Sie dar?

Da muss ich etwas ausholen. Heiligenbronn ist traditionell ein Ort, an dem sich die Menschen ausprobieren können, um sich und ihr Gebiet weiterzuentwickeln. Man kann durchaus von Pionierarbeiten sprechen, die von hier und auch von anderen Standorten der Stiftung ausgegangen sind. Die Organisationsstrukturen sind mit den damaligen und auch heute noch tätigen Personen historisch gewachsen. Diese Personen zeichnen sich durch eine große Leidenschaft und Hingabe für ihre Aufgaben aus und verfügen über große Kompetenzen, gar keine Frage. Müssen wir diese Stellen jedoch nachbesetzen, beispielsweise aufgrund eines Renteneintritts, stellt uns das vor Herausforderungen – diese Stellen sind zum Teil aufgrund der gewachsenen Aufgabengebiete und Komplexitäten nur schwer 1:1 nachbesetzbar. Zudem hat sich die Arbeitswelt stark gewandelt. Teilzeitarbeit hat deutlich zugenommen. Die Motivation für die eigene Aufgabe ist zwar nach wie vor sehr hoch, gerade im Sozialwesen. Aber die Arbeit ist nicht mehr der wichtigste Lebensinhalt. Sie darf auch das Private nicht negativ beeinflussen, weshalb ja viele Unternehmen, wie auch wir insbesondere, auf einen guten Ausgleich bedacht sind. Durch eine verlässliche Dienstplanung, die wirklich ein großes Plus ist, aber auch durch unsere vielfältigen Benefits. Weshalb ich auch persönlich finde, dass die Stiftung ein attraktiver Arbeitgeber ist.

Es geht um das Miteinander, um das Wir, über den jeweils eigenen Bereich hinweg. Darum, Menschen an einen Tisch zu bringen, denn gemeinsam sind wir stärker.



Was hat sich noch gewandelt?

Diese Kaskadenkommunikation von oben nach unten hat ausgedient. Teamorientierung darf kein reines Lippenbekenntnis sein, man tut gut daran, Veränderungs- und Entscheidungsprozesse unter Einbeziehung der verschiedenen Hierarchieebenen zu gestalten. Einerseits, weil wir unsere Mitarbeitenden und ihre hohe Professionalität schätzen und ernst nehmen. Zum anderen, weil wir dann eindeutig besser von deren Kompetenzen und Fachlichkeit profitieren. Die Digitalisierung hilft uns übrigens ungemein bei der Kommunikation über die Ebenen, Bereiche und Standorte hinweg, weil sie unnötige Barrieren aufweicht. Wenn sich jede und jeder als vollwertig versteht, tun wir uns um ein Vielfaches leichter, neue Wege zu gehen und Neuem einen Raum zur Entfaltung zu geben. Ohne aber das Bewährte und Gute vollkommen auf den Kopf zu stellen.

Was hat Sie auf Ihrer zurückliegenden Tour durch die Standorte und Einrichtungen am meisten beeindruckt?

Noch bin ich nicht ganz fertig (lacht), denn ich war noch nicht überall. Ich möchte auch keinen einzelnen Bereich besonders hervorheben. Aber was sich ganz allgemein feststellen lässt: Wir haben in allen Unternehmensbereichen eine hohe Kompetenz und Professionalität und hohe Qualitätsstandards. Und ich war eigentlich überall davon beeindruckt, mit welcher Leidenschaft die Kolleginnen und Kollegen arbeiten, um das Beste für unsere Klientinnen und Klienten zu erreichen. Die Ergebnisse sind oft wirklich faszinierend und manchmal auch sehr anrührend. Eine Beschäftigte der Werkstatt für Menschen mit Sinnesbehinderung hat mir zum Beispiel erzählt, dass sie als beste Bürstenmacherin von Baden-Württemberg ausgezeichnet worden ist. Man hat richtig gemerkt, wie stolz sie ist und wie sie dafür brennt, was sie tagtäglich tut. Überhaupt erfreut es die Menschen sehr, wenn man sich für sie interessiert. Da blickt man in viele wache und leuchtende Augen. Und dafür lohnt sich der ganze Einsatz, auch wenn es einen mitunter sehr fordert.

Wie schaffen Sie es selbst, aufzutanken?

In meiner Freizeit gibt es drei Schwerpunkte: Zum einen bin ich ein absoluter Genussmensch. Ich liebe gutes Essen und vielleicht dazu einen guten Wein, da kann ich wunderbar abschalten. Meine zweite Vorliebe ist definitiv das Wandern. Am liebsten mit großem Rucksack und ab in die Berge. Und wenn man dann in der Natur steht und die Bergluft einatmet, dann relativiert sich so manches. Und zu guter Letzt bin ich eine leidenschaftliche Seglerin. Entweder ganz entspannt auf dem Bodensee oder etwas aufregender im Mittelmeer, Hauptsache, ich kann den Wind und die Sonne im Gesicht spüren.

Frau Reichert, ich danke Ihnen herzlich für das Gespräch. •



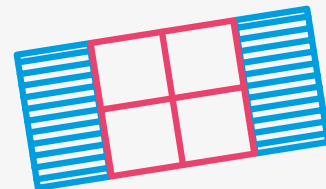
Fenster in die Vergangenheit

In den Mauern des Klosters Heiligenbronn haben über Generationen hinweg Schwestern ihr Leben dem Gebet, der Arbeit und der Gemeinschaft gewidmet.

Die Ausstellung „Eine Quelle, die bewegt – Alles im Fluss und weitere Klostergeschichte(n)“, die im Dezember 2025 eröffnet wird, lädt dazu ein, in diese gelebte Spiritualität einzutauchen und die Geschichte des Klosters neu zu entdecken. Ein besonderes Zeugnis dieser Zeit ist der bewegende Brief einer jungen Schwester aus den 1950er Jahren.

Text: Schwester M. Dorothea, Selina Reule

Fotos: Stiftung St. Franziskus, Kloster Heiligenbronn



Heiligenbronn in den 1950er Jahren

Liebe Familie,

Weihnachten ist eine besondere Zeit – eine Zeit der Stille, des Lichts und der Sehnsucht. Besonders für mich, denn es bedeutet, dass ich Euch schreiben darf. Ihr wisst ja, dass das nur dreimal im Jahr möglich ist, und so nutze ich diese Gelegenheit, um Euch ein wenig von meinem Leben hier im Kloster Heiligenbronn zu erzählen. Es gibt Tage, an denen vermisse ich unser zu Hause sehr. Doch zugleich erfüllt mich die Gemeinschaft hier mit einer tiefen Ruhe. Unser Alltag ist geprägt von Gebet, Arbeit und einem einfachen Leben, das mir immer wieder zeigt, worauf es wirklich ankommt. Der Morgen beginnt früh für mich. Da ich momentan für das Läuten zuständig bin, stehe ich noch vor fünf Uhr auf. Mein erster Gang führt mich in die Kapelle, wo ich den alten Eisenofen anheize. Es ist wichtig, dass es dort warm ist, wenn die Schwestern um sechs Uhr zum Gebet kommen. Danach nehme ich meine Glocke und gehe durch die langen Flure, um alle zu wecken. Dieses Ritual mag ich sehr – es fühlt sich an, als würde ich den Tag für uns alle eröffnen. Unsere Gebetszeit dauert fast zwei Stunden, sie umfasst gemeinsame Gebete und die Heilige Messe. Danach gibt es Frühstück – eine Scheibe trockenes Brot, schwarzen Brei und Kaffee. Ich habe mich daran gewöhnt, aber ich gebe zu, dass es nicht jedermanns Geschmack ist. Während des Essens schweigen wir – das ist hier eine feste Regel. Der Tag ist ausgefüllt mit Arbeit. Mal helfe ich in der Küche, mal bei den Kindern oder in der Verwaltung, manchmal auch auf dem Feld. Fünf Minuten vor zwölf ertönt die Glocke erneut – dann lassen wir alles stehen und liegen und eilen zum Gebet in die Kapelle. Diese Momente des Innehaltens sind besonders wertvoll.

Mittags gibt es eine einfache Mahlzeit, oft Suppe und eine Hauptspeise. Dabei dürfen wir sprechen, was uns allen guttut. Es gibt Tage, an denen mir das Schweigen schwerfällt – besonders das große Stillschweigen, das ab 20 Uhr herrscht. Doch ich habe gelernt, dass die Stille eine Kraft in sich trägt. Sie gibt Raum zum Nachdenken und zum Hören auf das, was Gott mir sagen möchte.

Am Abend nach dem Essen ziehen wir in einer stillen Prozession zur Kapelle. Dort beten wir Psalm 130: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.“ Es ist ein besonderer Moment, wenn wir für die verstorbenen Schwestern beten. Ich empfinde es als tröstlich, in dieser Gemeinschaft aufgehoben zu sein – nicht nur mit den Lebenden, sondern auch mit denen, die vor uns waren.

Um 21.15 Uhr ist Bettruhe. Wir schlafen zu fünft in einem Raum, nur durch Vorhänge getrennt. Mein ganzer Besitz passt in ein einziges Fach im Schrank – aber ich brauche nicht viel. Das Leben hier ist einfach, aber erfüllt. Ich weiß, dass es noch zwei Jahre dauern wird, bis ich Euch wiedersehen kann. Doch in Gedanken bin ich Euch nah. Ich trage Euch in meinem Herzen, jeden Tag. Möge Gott Euch behüten – so wie Er auch mich behütet.

In Liebe, Eure Schwester

Aktuelles

Aktuelles



EINE QUELLE, DIE BEWEGT – Alles im Fluss und weitere Klostergeschichte(n)

Über Jahrhunderte hinweg war das Kloster nicht nur ein geistliches Zentrum, sondern auch eine Stätte der Fürsorge, Bildung und sozialen Verantwortung. Um die bewegte Vergangenheit der Franziskanerinnen des Klosters Heiligenbronn erlebbar zu machen, wird voraussichtlich ab Dezember 2025 eine neue Ausstellung ins Leben gerufen:

EINE QUELLE, DIE BEWEGT – Alles im Fluss und weitere Klostergeschichte(n).

Die Ausstellung nimmt die Besucherinnen und Besucher mit auf eine Zeitreise und lässt die Anfänge, Entwicklungen und Veränderungen der Klostergemeinschaft und der sozialen Einrichtung lebendig werden.



Die Quelle als Ursprung und Symbol

Der Name Heiligenbronn verweist auf die Quelle, die seit Mitte des 14. Jahrhunderts als heilig verehrt wird. Bereits im Mittelalter kamen Pilgerinnen und Pilger, um das Wasser der Quelle zu schöpfen, das heilende Kräfte besitzen soll. Die Überlieferung erzählt von wundersamen Heilungen, die der Gnadenmutter, der Jungfrau Maria, zugeschrieben werden. Bei der Quelle entstand schon im Spätmittelalter eine kleine Kapelle, später die Wallfahrtskirche St. Gallus. Mit der Zeit entwickelte sich Heiligenbronn zu einem bedeutenden Wallfahrtsort in der Region.

Die Quelle symbolisiert nicht nur die spirituelle Kraft des Ortes, sondern auch die Fürsorge für hilfsbedürftige Menschen, die hier seit der Klostergründung 1857 bis heute Schutz und Unterstützung fanden und finden. Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte des Klosters und spiegelt sich auch in der heutigen Arbeit der Stiftung St. Franziskus wider.

Vikar David Fuchs – Gründer und Visionär

Ein Name ist untrennbar mit der Geschichte des Klosters Heiligenbronn verbunden: Vikar David Fuchs (1825–1885). Der katholische Geistliche erkannte Mitte des 19. Jahrhunderts den dringenden Bedarf an sozialer Unterstützung für benachteiligte Kinder und Menschen mit Behinderung.

In einer Zeit, in der es noch keine staatliche Fürsorge gab, war seine Initiative bahnbrechend.

Er gründete 1857 das heutige Kloster und die soziale Einrichtung in Heiligenbronn und bereitete damit den Boden für die heutige Schwesterngemeinschaft und die Stiftung St. Franziskus. David Fuchs setzte sich für die Aufnahme und Betreuung von Waisenkindern sowie für die Bildung und Förderung von Menschen, die blind oder gehörlos waren, ein – eine Pionierleistung in der damaligen Zeit. Seine Arbeit wurde von den Franziskanerinnen von Heiligenbronn getragen und fortgeführt. In der Ausstellung wird David Fuchs in der ehemaligen Sakristei des ersten Oratoriums gewürdigt. Sein Porträt, ein erhaltenes Messbuch sowie sein „Letzter Wille“ geben einen tiefen Einblick in seine Persönlichkeit und seine Motivation. Besonders beeindruckend ist sein Vermächtnis: In seinem Testament legte er großen Wert darauf, dass die Fürsorge für die Bedürftigen auch nach seinem Tod fortgesetzt wird.

Frieden und Wohlergehen



Einblick in das Leben der Schwestern

Ein bedeutender Teil der Ausstellung ist der historische Alltag der Schwestern von Heiligenbronn. In einer originalgetreu eingerichteten Schwesternkammer wird das Leben und Wirken der Ordensschwestern greifbar. Ihre erste Tracht aus dem 19. Jahrhundert, persönliche Zitate und historische Objekte erzählen von einem Leben der Entbehrung, aber auch der tiefen Spiritualität und Hingabe. Der Alltag war von Gebet, Arbeit und Fürsorge geprägt, aber auch von vielen Entbehrungen. Die Ausstellung im Flur, der direkt zur Kirche und Gnadenkapelle führt, gibt auch einen Einblick zur früheren Ausstattung der Kirche St. Gallus, vergleicht das Heiligenbronner Gnadenbild mit anderen zeitgenössischen Pietà-Darstellungen und versammelt Zeugnisse der Frömmigkeit, die den Wallfahrtsort prägten.



Inklusion und Barrierefreiheit als gelebte Werte

Die Ausstellung ist ein Ort der Erinnerung, und zwar für alle Menschen. Denn er ist barrierefrei und bietet somit Raum für gelebte Inklusion. Rollstuhlgerechte Eingänge, Erklärungen in Brailleschrift, blendfreie Beleuchtung für Menschen mit Sehbehinderung sowie interaktive Elemente wie Videos ermöglichen allen Menschen den Zugang zur Geschichte von Heiligenbronn.

Sogar der Werdegang und die Schicksale mancher Schwestern und der im 19. Jahrhundert in Obhut genommener Kinder können nachverfolgt werden. Ein besonderes digitales Angebot ermöglicht nämlich die digitale Recherche in historischen Listen. Ein Leitfaden für Kinder mit Entdeckungsfragen lädt junge Besucherinnen und Besucher dazu ein, die Ausstellung auf spielerische Weise zu erkunden.

Die Ausstellung „EINE QUELLE, DIE BEWEGT – Alles im Fluss und weitere Klostergeschichte(n)“ wird durch das europäische Förderprogramm LEADER unterstützt und mit Mitteln der EU und des Landes Baden-Württemberg gefördert. Mit LEADER werden innovative Projekte zur Stärkung der ländlichen Regionen ermöglicht und neue Impulse für eine zukunftsfähige Entwicklung gesetzt.



Aktuelles

Begegnung und Identität

Die Ausstellung spricht eine breite Zielgruppe an: Wallfahrerinnen und Wallfahrer, Gäste des Klosters, Schulklassen, Firmenausflüge, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stiftung sowie die rund 6.000 Klientinnen und Klienten der Stiftung St. Franziskus und deren Angehörige. Zudem bietet sie den Bürgerinnen und Bürgern von Heiligenbronn und Umgebung die einzigartige Möglichkeit, sich mit der eigenen Heimat und ihrer Geschichte auseinanderzusetzen.

Als Ort der Begegnung verbindet die Ausstellung Menschen unterschiedlicher Generationen und Hintergründe. Sie schafft Bewusstsein für die Bedeutung des gemeinschaftlichen Miteinanders und die Notwendigkeit der Unterstützung von Menschen mit besonderen Bedürfnissen.

Damit fügt sie sich nahtlos in das Selbstverständnis der Stiftung St. Franziskus ein, für eine inklusive Gesellschaft einzutreten. Mit ihr wird die Geschichte von Heiligenbronn auf besondere Weise erfahrbar – als lebendiges Erbe, das bis in die Gegenwart bewegt. •



Öffnungszeiten und Besuchsinformationen

Die Ausstellung wird voraussichtlich ab Dezember 2025 täglich geöffnet sein. Ein Audioguide ermöglicht es, die Inhalte selbstständig zu erkunden. Über QR-Codes oder Soundwürfel, die an der Pforte verliehen werden, kann auf die akustischen Informationen zugegriffen werden. Auf Anfrage sind Führungen für Gruppen möglich.



„Lasst uns doch einfach nur unsere Arbeit machen!“

Reizthema Bürokratie. Die Rufe nach einem Abbau von Vorschriften, Anweisungen, Rechtsnormen und Verpflichtungen sind nicht neu. Aber sie werden immer lauter und in manchen Branchen auch händeringender. Wie in der Sozialwirtschaft. Weil sie Budgets, Zeitkontingente und nicht zuletzt die Menschen immer stärker belastet. Die Stiftung St. Franziskus möchte ihre Verantwortung ihrer Klientel gegenüber auch damit zum Ausdruck bringen, indem sie die unangenehmen und weitere drohende Folgeeffekte von überbordender Bürokratie in der sozialen Arbeit offen und transparent anspricht. Und in einem Appell an die Öffentlichkeit und die Politik herantritt.

Mit der Bürokratie ist es ist wie mit der Technik: weder gut noch schlecht, es kommt darauf an, was der Mensch aus ihr macht. Doch wer hat's erfunden? Entgegen vieler kritischer Stimmen wurde die Bürokratie gar nicht hierzulande ausgeheckt, sondern im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Aber in Deutschland wurde sie zweifelsohne perfektioniert. Sie hat in vielerlei Hinsicht ja auch durchaus ihre Bewandnis. Und doch würden folgenden Satz wohl sehr viele unterschreiben: Sie ist inzwischen derart auf die Spitze getrieben worden, dass sich das Land dadurch in vielen Bereichen selbst blockiert. Jede und jeder kennt mindestens eine Geschichte aus persönlicher Erfahrung, die den dringenden Verdacht nahelegen, dass die Bürokratie aus dem Ruder gelaufen ist.

Paradoxerweise ist nicht erst seit vorgestern auch seitens der Politik die Rede davon, dass der Abbau von Bürokratie unbedingt in Angriff genommen werden müsse, da diese Maschinerie die Ressourcen über die Maßen strapaziert: Zeit, Geld, Nerven. Doch entgegen aller Beteuerungen und Anstrengungen wurde es eher immer noch schlimmer als besser. Viele Branchen ächzen unter der zusätzlichen Belastung, die ihnen der Verwaltungsapparat aufbürdet. In der Sozialwirtschaft betreffen die negativen Folgen leider nicht nur materielle und immaterielle Ressourcen – sondern vor allem Menschen. In der Jugendhilfe, der Eingliederungshilfe und der Pflege betrifft es jene, die auf Hilfe und Unterstützung durch andere Menschen angewiesen sind, welche aber nicht grenzenlos belastbar sind. Doch die bürokratischen Anforderungen im sozialen Bereich sind zu einem massiven Problem angewachsen, von dem eine Dauerbelastung ausgeht. Für alle Ebenen: Auf Leitungen, die in der Verantwortung stehen und in dem Dickicht den Überblick behalten müssen, bis hin zum Personal, das immer mehr Zeit mit Dokumentationspflichten und so weiter verbringen muss, anstatt mit den Menschen. Bei gleichzeitig oftmals ungenügender Ausstattung mit Personal und Ressourcen.

Fallbeispiel aus der Behindertenhilfe der Stiftung:

In einem neu gebauten Wohnhaus für Menschen mit Behinderung bestand die Anforderung einen Medizinprodukteeinraum vorzuhalten. Dieser Raum darf ausschließlich für die Sterilisation von Medizinprodukten genutzt werden und unterliegt hohen hygienischen Anforderungen. Die Folge: Ein immenser Aufwand sowie hohe Kosten. Nicht zu vergessen die wegfallende Fläche für die Menschen, die dort leben. „Und das nur, weil wir vereinzelt Blutdruck oder Fieber messen, wie es jeder zu Hause tut“, sagt Andrea Weidemann, Vorständin der Stiftung „wir verpflanzen doch keine Herzen!“ Zu einer verbesserten Lebensqualität der Menschen hätte ein solcher Raum überhaupt nichts beigetragen, zumal die medizinische Versorgung in den jeweiligen Arztpraxen stattfindet. Sie habe es schließlich „wegdiskutiert“ bekommen, doch das Ganze sei ein Jahr lang hin und her gegangen und habe viele Personen beschäftigt. „Solche Extreme beschäftigen uns weit über das Maß hinaus“, so die Vorständin, „und das ist nur ein Beispiel von vielen.“

Initialzündung für den Schritt an die Öffentlichkeit gab ein Gespräch des Vorstands mit der Präventionsbeauftragten der Stiftung. Gewaltprävention in sozialen Einrichtungen entspricht zum einen den Erwartungen der Kostenträger, zum anderen der Gesetzeslage. Wobei sich diese für die einzelnen sozialen Leistungsbereiche sehr unterschiedlich darstellt. „Wir nehmen das Thema Prävention überall sehr ernst und betreiben einen hohen Aufwand, um unsere Mitarbeitenden zu sensibilisieren, um Fälle zu vermeiden und um gegebenenfalls für Aufklärung zu sorgen“, betont Andrea Weidemann. Dafür gebe es klare Handlungsanweisungen und Schulungen. Was die Interessenvertretung Angehörigenbeirat, also gesetzliche Vertreter von Menschen mit Behinderung, nur bestätigen kann: „Die Stiftung hatte mich und meine Frau zu einem Fall hinzugezogen, es ging um meinen Sohn, der in einer Einrichtung der Stiftung lebt“, so der Vorsitzende des Beirats, Armin Schwarz. Er persönlich hätte den Fall gar nicht aufgegriffen, weil allenfalls minder schwer. Dass die Stiftung es dennoch getan habe, beweise die hohe Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit, mit der diese das Thema Gewaltprävention grundsätzlich angehe.

Text: Martin Cyris

Fotos: Annette Cardinale, sptmbr, Wesley Tingey/Unsplash, Getty Images



Nach dem Gespräch des Vorstands mit der Präventionsstelle ist dem Vorstand jedoch überaus deutlich geworden, dass die überbordende Bürokratie die Erbringer von sozialen Leistungen aufgrund der Rahmenbedingungen unvermeidlich in eine Situation manövriert, in der strukturelle Gewaltfaktoren entstehen. Wobei die Stiftung den Begriff „Gewalt“ dabei sehr breit auffasst. Es fängt nicht erst bei physischen Übergriffen an, sondern auch bei emotionalen und seelischen. Ein Beispiel aus der Praxis: Ist es bereits Gewalt, einen hyperaktiven Bewohner auf sein Zimmer zu schicken, weil er eine aufgrund des Arbeitsaufkommens nervlich angespannte Fachkraft – nicht zuletzt durch die besagte Bürokratieflut – zu sehr beansprucht? Die Antwort: Jein.

Ist die Fachkraft nämlich der aufrichtigen Meinung, dass die Pause beiden gut täte, dann wäre die Anweisung vertretbar. Ist allerdings bekannt, dass den Bewohner allein in seinem Zimmer größere Angst überkommt, dann wäre ein solches Vorgehen bereits ein Zwang, den der Betroffene als Gewalt wahrnimmt oder wahrnehmen könnte. Das gilt es auszuschließen. „Man muss immer den Einzelfall anschauen und situativ entscheiden“, so Andrea Weidemann. Daher sei es so wichtig, die Mitarbeitenden, so wie es die Stiftung tut, fortlaufend zu informieren, zu schulen und für Transparenz zu sorgen.

Um es klar zu sagen: Dass die Stiftung St. Franziskus die Negativfolgen der überbordenden Bürokratie offen anspricht, soll keinen falschen Anschein erwecken. Es geht um nicht mehr und um nicht weniger, als darum, Missstände zu vermeiden. „Wir müssen uns aber eigentlich täglich mit unsäglichen Dingen beschäftigen, die uns von Wichtigerem abhält und mit unserer wesentlichen Kernaufgabe, der Arbeit mit Menschen, nur noch wenig zu tun hat“, stellt Andrea Weidemann, fest, „man denkt sich immer häufiger: ‚lasst uns doch einfach nur unsere Arbeit machen!‘“

Die Stiftung St. Franziskus tritt deshalb an die Öffentlichkeit und an die Politik auf kommunaler, Landes- und Bundesebene heran. In einem Eckpunktepapier, das einem Appell gleicht und speziell die Situation in der Behindertenhilfe darstellt, diskutiert und Lösungswege aufzeigt, heißt es unter anderem: „Es geht darum, die strukturellen gewaltfördernden Faktoren, welche durch politische Entscheidungen entstehen, zu benennen. In einem weiteren Schritt resultieren hieraus Forderungen (...)“

Zu diesen Forderungen zählen explizit:

1. Bereitstellung zusätzlicher finanzieller Ressourcen für das Thema Gewaltschutz
2. Überprüfung und Anpassung der Refinanzierung von unvermeidbarem Verwaltungsaufwand und gleichzeitig Schaffung der Möglichkeiten zur Digitalisierung
3. Überprüfung und Abbau, beziehungsweise Anpassung von Kontroll- und Nachweisregularien
4. Ergreifung von Maßnahmen zur Herbeiführung von ausreichender Personalausstattung, etwa durch die schnellere Möglichkeit, Personal aus dem Ausland zu beschäftigen

Am Ende des Eckpunktepapiers heißt es:

„Wir fordern einen mutigen und ehrlichen Austausch über die Möglichkeiten und Grenzen der Leistungserbringung. (...) und dort, wo es möglich ist, durch politische Entscheidungen Anpassungen in Verordnungen und Vorgaben vorzunehmen.“

Innerhalb der Stiftung St. Franziskus wird durchaus wahrgenommen, dass Wille zum Abbau von Regelungen zwar allgemein vorhanden ist, aber beim konkretem Vollzug behalte Regulierungs- und Sicherheitsdenken doch regelmäßig die Oberhand. „Vieles resultiert auch aus überbordenden Sicherheitsansprüchen, die letztendlich eine bevormundende Fürsorge darstellen und wenig mit Selbstbestimmung und auch Selbstverantwortung zu tun haben“, sagt Andrea Weidemann, „und genau diese wollen und müssen wir den Menschen aber zutrauen und zumuten.“

Ob offen und transparent – wie von der Stiftung St. Franziskus – oder nur hinter vorgehaltener Hand über potenzielle negative Folgeeffekte der Bürokratielast gesprochen wird, eines dürfte unstrittig sein: sie betrifft alle Sozialunternehmen hierzulande. Und damit auch alle Leistungsbereiche, in denen mit Menschen gearbeitet wird.



„Aber dieser Regulierungswahn lässt uns fast keinerlei Spielraum und bremst Entwicklung hin zum Besseren aus.“

Diejenigen, die mit viel Engagement und Idealismus in der Pflege arbeiten, seien geradezu geplagt: „Die schaffen es gar nicht mehr, all diese ganzen Unterlagen durcharbeiten und allen Anforderungen gerecht zu werden.“ Hinter all dieser Bürokratie vermutet Boris Strehle ein übertriebenes Genauigkeitsstreben und Sicherheitsdenken, das hierzulande herrsche. „Jeder will alles zu einhundert Prozent korrekt machen.“ Auf diese Weise würden Gesetzesvorgaben allzu oft eins zu eins umgesetzt, selbst wenn diese gar keinen Sinn ergäben. Und dann noch das Thema Pünktlichkeit: Fristen, wohin man nur schaut. „Wehe, wir halten mal etwas nicht ein. Aber wenn wir einen dringenden Bescheid, zum Beispiel zur Kostenübernahme, benötigen, dann sitzen wir regelmäßig auf dem Trockenen“, sagt Boris Strehle. Abgefertigt mit dem Verweis, dass die Behörde mangels Personal nicht hinterherkomme und man sich eben gedulden müsse. Sei es die Anerkennung von – dringend benötigten – Fachkräften aus dem Ausland, Anträge für Pflegegrade der Bewohnerinnen und Bewohner, Anerkennung von Sozialhilfe und so weiter, und so fort. Eine frustrierende Situation auch für die Angehörigen. Wie sollen sie in all dem Paragraphendschungel noch den Überblick behalten, wenn selbst Fachleute gelegentlich mit ihrer Weisheit am Ende sind? Selbst hingegen unternehme man sehr viel – und das gilt für alle Leistungsbereiche der Stiftung – sich von unnötiger interner Bürokratie zu entlasten, Strukturen zu optimieren und sich effizienter aufzustellen. Zuletzt mit dem Projekt „Altenhilfe neu denken“. Strukturen und Prozesse wurden auf den Prüfstand gestellt und, wo nötig, nachjustiert. „Das Ergebnis war eine effizientere und stabilere Organisationsstruktur“, so Boris Strehle. Was die Bürokratie von außen wiederum betreffe, da sei die sogenannte „Entlastungsallianz“, 2023 in Baden-Württemberg ins Leben gerufen, prinzipiell ein guter Ansatz: „In dieser Sache stehen wir hinter der Politik.“ Aber um den gordischen Knoten der Bürokratie zu durchtrennen, brauche es jetzt ein beherztes Vorgehen: „Es braucht jetzt wirklich die ganz große Reform.“

Fallbeispiel aus der Altenhilfe der Stiftung:

Im vergangenen Jahr führte ein Amt eine turnusmäßige Kontrolle in einem Altenzentrum der Stiftung durch. In der Umkleidekabine für die weiblichen Mitarbeitenden fiel dabei ein Regal auf. Das von den Kontrolleuren allerdings nicht beanstandet wurde, ganz im Gegenteil. In der Herrenumkleide, in der kein solches Regal an der Wand hing, wurde es von den Amtsträgern vermisst. Woraufhin sie die Anweisung erteilten, auch in der Herrenumkleide ein solches Regal anzubringen. Also wurde ein zweites Regal von der Einrichtungsleitung beschafft und vom Haus-techniker ordnungsgemäß montiert. Ein paar Monate später kam dasselbe Amt erneut zur Kontrolle vorbei – und beanstandete mit strengem Blick die Regale: Diese müssten unbedingt entfernt werden ...

„Es ist schon verrückt, was man sich manchmal gefallen lassen muss“, wird Boris Strehle, Aufgabenfeldleiter Altenhilfe der Stiftung St. Franziskus, deutlich, „in solchen Momenten fühlt man sich definitiv auf den Arm genommen.“ Ohnehin hätten die ausufernden Kontrollen sowieso nur einen marginalen Einfluss auf die Qualität der Arbeit. Denn das Ansinnen in der Pflege sei doch für alle Beteiligten – Ausnahmen bestätigen die Regel – dasselbe: „das Beste für die uns anvertrauten Menschen.“ Er plädiert daher für eine „Kultur des Vertrauens“. Mit mehr Freiräumen in der Gestaltung, nicht zuletzt für die Einrichtungen selbst, würden sich von ganz allein Ideen und Innovationen zur Verbesserung der Pflegesituation ergeben, auch flächendeckend.

Dass die Bürokratie noch einmal spürbar angewachsen anstatt weniger geworden ist, kann auch Matthias Ries, Aufgabenfeldleiter der Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung St. Franziskus, nur bestätigen. Während und nach seines Studiums habe er sämtliche Bereiche der Jugendhilfe durchlaufen, auch als Wohngruppenleiter, und sei dann karrierebedingt zu einem bundesweiten Wohlfahrtsverband gewechselt, um 14 Jahre lang die Stelle des Geschäftsführers für die Region Tuttlingen zu bekleiden. Als er im Jahre 2016 in die Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung zurückkehrte, habe er dort eine andere Welt angetroffen. „Ich dachte, was ist denn jetzt los? Dinge, die wir früher ganz selbstverständlich mit den Kindern und Jugendlichen machen konnten, waren in der Zwischenzeit entweder verboten worden oder sind aufgrund von gesetzlichen Vorgaben und Anordnungen derart kompliziert geworden, dass man es lieber gleich ganz sein lässt.“

Und sei es beispielsweise nur, einem Kind zu zeigen, wie man eine Glühbirne wechselt: „Da hole ich als Erzieher sicherheitshalber und um Zeit zu sparen lieber gleich den Hausmeister“, so Matthias Ries. Denn einzelne Verwaltungsbereiche wie etwa der Arbeitsschutz oder auch der Daten- und Gesundheitsschutz hätten sich in jüngerer Zeit zu einem bürokratischen Ungetüm entwickelt: „Da steht man fast immer mit einem Bein vor der Anklagebank, sollte man mal etwas vergessen oder falsch machen.“ Dabei stünden manche Anordnungen und Vorschriften sogar im Widerspruch zueinander.



Dinge, die wir früher ganz selbstverständlich mit den Kindern und Jugendlichen machen konnten, sind aufgrund von gesetzlichen Vorgaben und Anordnungen derart kompliziert geworden, dass man es lieber gleich ganz sein lässt.“

— Matthias Ries

Horizont

Horizont



Fallbeispiel aus der Kinder- und Jugendhilfe der Stiftung:

Angelehnt an die „17 Ziele“ der Agenda 2030 der Vereinten Nationen handelt die Stiftung St. Franziskus in allen Unternehmensbereichen nachhaltig. Selbstverständlich auch in der Kinder- und Jugendhilfe, wo umwelt- und ressourcenbewusstes Handeln gleichzeitig positive Nebeneffekte auf die pädagogische Arbeit hat. Wenn nun von den Mahlzeiten und Lebensmitteln in einer Wohngruppe etwas übrig bleibt, würden es die Mitarbeitenden am liebsten einer angeschlossenen Jugendwohngemeinschaft übergeben, deren Bewohnerinnen und Bewohner angehalten sind, selber zu kochen. Also ganz im Sinne der Nachhaltigkeit. „Sie könnten ein bisschen Geld sparen und wir würden die Reste einem sinnvollen Zweck zuführen“, berichtet Matthias Ries, „doch wir dürfen das nicht, wegen des Gesundheitsschutzes. Wir müssen die übrigen Lebensmittel wegschmeißen.“

Die Bürokratie würde den jungen Klienten viele Chancen und Möglichkeiten nehmen. „Wenn sie sich nicht ausprobieren können, wie sollen sie es dann lernen?“ so Matthias Ries. Es könne beispielsweise vorkommen, dass sich Kinder der Kindertagesstätten zu Hause in ihrem Elternhaus die Finger in den Türen einklemmten. Weil sie beim Schließen der Türen nicht auf ihre Hand achten würden, da in den Kindertagesstätten sämtliche Türen mit einem Klemmschutz versehen sein müssten, zu Hause aber nicht.

„Und das ist nur ein Beispiel von vielen“, so Matthias Ries, „wo die Kinder durch Sicherheitsdenken regelrecht dazu erzogen werden, keine Eigenverantwortung zu übernehmen.“ Und genau dieser Gedanke sei es, der die Bürokratie anfeuern würde: alles und jeden absichern. „Die Menschen werden dadurch immer unmündiger.“ Das sei aber alles andere als im Sinne seines Verständnisses von Pädagogik und das seiner Mitarbeitenden. Ebenso wenig der hohe Zeitverlust, der durch die Bürokratieflut entsteht. Früher habe er, schildert Matthias Ries, einmal, vielleicht auch zweimal pro Kind und pro Jahr einen sogenannten Entwicklungsbericht geschrieben.

„Heute muss ich täglich alles Mögliche für jeden einzelnen Klienten dokumentieren. Ein riesiger Zeitaufwand.“

Zeit, die viel besser in die pädagogische Arbeit mit dem jungen Menschen investiert sei, „um ihn zu fördern und zu helfen, sich zu entwickeln.“ Auch er schlägt vor, den sozialen Einrichtungen wieder mehr Vertrauen entgegenzubringen. ●



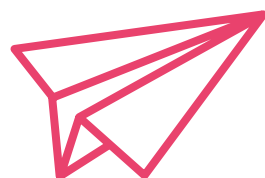
Ein Plädoyer

Radikaler Bürokratieabbau notwendig!

Die Situation für die Altenzentren spitzt sich weiter zu. Einige der drängendsten Probleme ließen sich durch straffere Abläufe entschärfen. Unbürokratische Lösungsansätze seitens der Leistungserbringer gibt es längst und zuhauf. Politik und Verwaltungen müssten nur dazu bereit sein, endlich ihren Beitrag zur Entbürokratisierung zu leisten.

Ein Plädoyer von Prof. Dr. Wolfgang Wasel und Boris Strehle

Fotos: Stiftung St. Franziskus, Unseen Studio / Unsplash, Prof. Dr. Wolfgang Wasel



Horizont

In deutschen Behörden gibt es zu viel Bürokratie und zu wenig Personal. In der Folge dauern Bearbeitungszeiten etwa für die Anerkennung ausländischer Pflegekräfte oder Pflegegradeinstufungen sehr lange. Das schadet den Pflegeeinrichtungen im Südwesten erheblich. Vorhandenes Pflegepersonal kann deshalb nicht eingesetzt werden und die Heime verlieren Millionen an Geldern für ihre erbrachten Leistungen.

Die negativen Auswirkungen der langen Bearbeitungszeiten tragen allein die Altenpflege-Einrichtungen. Diese unfaire Verteilung der Risiken muss durch einen radikalen Abbau an Bürokratie beendet werden. Die Lage für die Seniorenheime ist dadurch sehr angespannt. Wenn wir sie am Leben erhalten wollen, müssen die Abläufe einfacher und effizienter werden.

Ein besonders dringendes Anliegen ist die Senkung der bürokratischen Hürden für die Anerkennung von Fachkräften aus dem Ausland. Die Regierungspräsidien entscheiden über die Anerkennungsverfahren für ausländische Pflegekräfte, aufgrund von Personal-mangel kommen sie mit der Prüfung der Anträge aber nicht hinterher. Das hat harte Konsequenzen für die Pflegeheime. Personal, das im Grunde zur Verfügung stünde, kann nicht der Qualifikation entsprechend eingesetzt werden. Eine äußerst frustrierende Situation für alle Beteiligten. Die Lösung wäre eine länderbezogene pauschale Anerkennung von Qualifikationen, wenn in einem Land – beispielsweise in Serbien – die Ausbildungsqualifikationen unseren entsprechen. Das wäre längst überfällig.

Ein weiteres gravierendes Problem betrifft die Sozialhilfeanträge von Bewohnerinnen und Bewohnern, die ihren Eigenanteil fürs Pflegeheim nicht selbst aufbringen können. In einzelnen Landkreisen geht die Bearbeitung der Sozialhilfeanträge immer noch so schleppend voran, dass über eine Million Euro für erbrachte Dienstleistungen ausstehen.

Die Dienstleistungen sind erbracht, die Löhne müssen bezahlt werden, aber die Sozialhilfe ist nicht bewilligt, und die Gelder fließen nicht. Für die betroffenen Einrichtungen stellt das ein enormes Problem dar. Manche Bewohnerinnen und Bewohnern sind bereits verstorben, wenn ihr Antrag bearbeitet wurde und der Bescheid erfolgt. Rückwirkend ist es aber extrem schwierig, die Gelder für die erbrachte Unterkunft und die Pflegeleistungen zu bekommen. Die Folge: Immer mehr Häuser gehen in die Knie, weil sie auf den Kosten sitzen bleiben.

Horizont

Zudem ist der medizinische Dienst überlastet und lehnt viele Anträge auf eine höhere Eingruppierung pauschal ab. Was zu einem hohen Aufwand und falschen Eingruppierungen führt, die letztendlich die Einrichtungen tragen müssen. Das Problem aber wäre lösbar, wenn die Seniorenheime selbst die Einstufung der Pflegegrade vornähmen und der Medizinische Dienst stichprobenartig überprüfen würde. So würden für die aufwendigen Einstufungsprozesse deutlich weniger Ressourcen von Pflegefachkräften vergeudet werden, die eigentlich für die Pflege dringend benötigt würden. Eine Kultur des Vertrauens wäre äußerst hilfreich, ein Misstrauen gegenüber den Pflegeeinrichtungen ist nicht angebracht und blockiert unnötig den dringend benötigten Bürokratieabbau.

Aus unserer Sicht weist das Pflegekompetenzgesetz gute Ansätze auf, um Entscheidungsbefugnisse in die Einrichtungen zu verlagern und somit zu einer Entbürokratisierung beizutragen.

Was dringend notwendig ist. Denn die Lage ist ernst und ohne schnelle Maßnahmen steht ein absoluter Kollaps bevor. Wir müssen die bürokratischen Knäuel rasch und radikal entfernen, um den Pflegebereich zu entlasten und zukunftssicher zu machen.

Autoren:

Boris Strehle ist Aufgabenfeldleiter der Altenhilfe der Stiftung St. Franziskus. **Professor Dr. Wolfgang Wasel** ist Vorstand der Stiftung Haus Lindenhof.

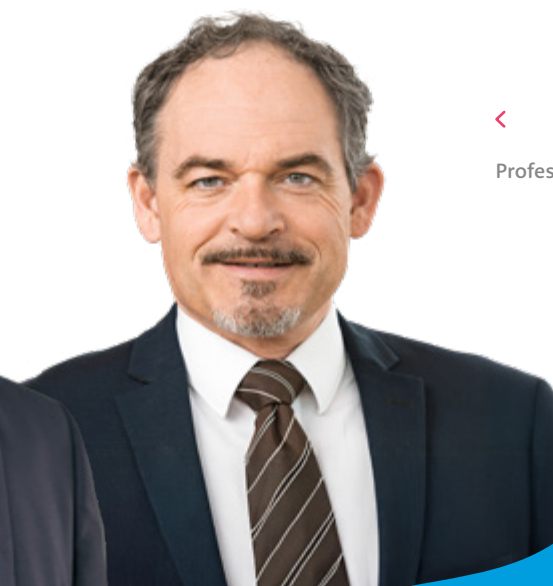
Beide sind Sprecher des Netzwerks Alter und Pflege im Caritasverband der Diözese Rottenburg-Stuttgart.

Im „Netzwerk Alter und Pflege“ haben sich 74 katholische Träger der stationären und ambulanten Altenhilfe in der Diözese Rottenburg-Stuttgart zusammengeschlossen. Die Mitglieder des Netzwerks unterstützen, pflegen und sorgen für Menschen in unterschiedlichen Bedarfslagen. Diesen Beitrag leisten die Träger auf hohem professionellen Niveau und nach anerkannten Standards bei gleichzeitiger Bezahlung von Tariflöhnen für die Beschäftigten. In Kooperation mit Akteuren aus Kirche, Politik, Kommunen und Praxis setzen sich die Träger dafür ein, dass Pflege und Betreuung im Sozialraum nah am Menschen stattfinden können.

Boris Strehle



Professor Dr. Wolfgang Wasel



EigenLeben

Die Entwicklung eines Kindes mit Sinnesbehinderung und ganz besonders mit Taubblindheit hängt hochgradig davon ab, ab welchem Zeitpunkt es gezielt gefördert wird. Seine Zukunft liegt buchstäblich in den Händen von versierten Fachkräften. Auch deshalb ist den Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen aus dem SBBZ Sehen, der Stiftung St. Franziskus, kein Weg zu weit, um in Kontakt mit ihrer jungen Klientel und deren Eltern zu treten. Es geht um kontinuierliche Förderung und Beratung. Der Franziskus-bote war bei einem Vor-Ort-Termin dabei.

Text: Martin Cyris Fotos: Annette Cardinale



Lebensraum

Eine moderne Neubausiedlung in einer Großstadt in Nordwürttemberg. Es ist ein herrlicher, milder Morgen, die Sonne scheint auf die grüne Freifläche zwischen den zeitgemäßen Energieeffizienzhäusern mit ihren abgerundeten Ecken ganz nach Feng-Shui-Vorbild. Vor der Eingangstüre eines solchen Neubaus steht Paula Lanz. Sie ist nicht zum ersten Mal hier. Seit September vergangenen Jahres klingelt die Mitarbeiterin des SBBZ Sehen Heiligenbronn rund einmal im Monat bei der Familie von Mervan. Der Sechsjährige ist nach gesetzlicher Definition blind, er nimmt lediglich hell und dunkel wahr. Zudem liegt eine Schwerhörigkeit auf beiden Seiten vor, weshalb er als „taubblind“ gilt. Mervans Mutter bittet herein. Der Junge befindet sich in einem sogenannten Stehtrainer, einer Art Stehpult, im Ess- und Wohnbereich der überaus gepflegten Wohnung, welches zur Aufrichtung seines Körpers verhilft. Ein sogenanntes Tracheostoma an seinem Hals schafft einen Zugang zur Luftröhre und hilft Mervan bei der Versorgung mit Atemluft. Weil bei unserem Termin auch Fotos gemacht werden, greift Mervans Mutter noch schnell zu Kamm und Wasserzerstäuber, um seine kräftigen Haare zu kämmen und scheiteln. Er lächelt vergnügt. Der Scheitel sitzt allerdings nicht allzu lange, denn Mervans Haare führen ein Eigenleben, haben ihre eigenen Neigungen. Ganz wie Mervan selbst.

Paula Lanz hatte mich vor unserem Termin schon auf den Jungen eingestimmt: In einer überaus fürsorglichen Umgebung wachse er auf, lebhaft sei er, eigentlich immer gut gelaunt und er würde auch von sich aus viel „anbieten“.

Was es mit dem „anbieten“ auf sich hat, das würde sich dann im weiteren Verlauf des Vormittags noch zeigen. Wenn man unter „Abtasten“ zwischen zwei in Interaktion tretende Menschen eine vorsichtige Art der Kontaktaufnahme versteht, dann ist das in der Kommunikation mit Kindern mit Taubblindheit mitunter durchaus wörtlich zu verstehen.



Denn das Allermeiste läuft über den Tastsinn ab. Es ist ein buchstäbliches Herantasten. So auch zwischen Mervan und Paula Lanz. Sie legt ihre Handflächen auf seinen Handrücken. Sofort ist seine Neugier geweckt, er lächelt überaus vereinnahmend. Sie führt ihre Hände unter seine. Dabei nimmt sie auch verbal mit ihm Kontakt auf. Niemand weiß derzeit genau, wie ausgeprägt sein vorhandenes Hörvermögen ist. Ein speziell für ihn angepasstes Hörgerät akzeptiert er derzeit nicht. In jedem Fall aber funktioniert die Kommunikation zwischen den beiden über körperlich-taktile Reize. Er streckt seine linke Hand aus und fasst nach dem Unterarm von Paula Lanz, ertastet daraufhin auch den bis an die Ellenbogen zurückgezogenen Ärmel ihres Pullovers. „Es ist gut möglich, dass er damit signalisiert, dass das Gegenüber näher kommen soll“, sagt Paula Lanz, „aber im Moment können wir nur mutmaßen.“ Sie führt ihre Stirn an seine, was ihm offenbar behagt, denn abermals lächelt er vergnügt. Dann klopfte sie ihm sachte auf den Brustkorb und schiebt ihre Hand unter seine. Gemeinsam klopfen sie auf Paula Lanz' Brustkorb. Dass es da außerhalb der eigenen Welt ein lebendiges Gegenüber gibt, welches kommuniziert, das habe Mervan bereits verinnerlicht. Also gewissermaßen das Vorhandensein von „Ich“ und „Du“. Wie auch im nächsten Schritt zu erkennen ist.





Paula Lanz bläst einen Luftballon auf, ein gemeinsames Spiel entsteht. Mervan ertastet den Ballon und spürt, wie die Luft entweicht. Sie pustet Mervan an und ermuntert ihn damit auch dazu, dasselbe zu tun. Er zeigt Interesse und imitiert – so jedenfalls ihre Wahrnehmung und Interpretation – damit ihre Handlung. „Ich puste, du pustest“, sagt sie und tippt dabei zuerst mit seinem Zeigefinger auf ihren und anschließend auf seinen Mund. Er reagiert mit viel Neugier und Zugewandtheit auf die gesamte Situation. Was zum einen mit ziemlicher Sicherheit an seiner Umgebung liegen dürfte, also dem „Setting“, wie es in der Sprache der Sonderpädagoginnen und -pädagogen heißt. Mervan fühlt sich in den eigenen vier Wänden sicher und wohl. Ein Zustand, der seine Bereitschaft fördert, Weiteres zu erfahren, zu kommunizieren und die Außenwelt peu à peu zu entdecken. Auch in den Kindergarten gehe er sehr gerne, wie die Mutter berichtet. Das Trampolin hüpfen zähle zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Beim Frühförderungstermin mit Paula Lanz geht es freilich weniger um die nach außen hin großen Sprünge, eher um kleine Entwicklungsschritte in der Kommunikation. Die aber in Wahrheit Quantensprünge in seiner Entwicklung und damit seinem Wohlbefinden gleichen.

Lebensraum

Man müsse sich von herkömmlicher Kommunikation lösen, wenn man mit einem Kind mit Taubblindheit in Kontakt tritt, so die Fachkraft des Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrums Sehen (SBBZ Sehen) Heiligenbronn. Um auch konventionelle Sprache, beispielsweise mit Gebärden, entwickeln zu können, müsse man die subtilen Kommunikationssignale „entdecken, bestätigen und weiterentwickeln“. Paula Lanz: „Es geht darum, kreativ zu sein und ‚out-of-the-box‘ zu denken, um individuelle Wege zu entwickeln.“ Man müsse den Menschen mit Taubblindheit stets auf Augenhöhe begegnen, als gleichwertiges Gegenüber, um ganz in den Moment eintauchen zu können, ganz präsent zu sein, und um Nähe herstellen zu können. Diese Funktion nennen die Fachleute „Co-Präsenz“. Sie allein arbeitet mit zehn Kindern und deren Familien, insgesamt werden in der Beratungsstelle für Menschen mit Taubblindheit/Hörsehbehinderung rund 150 Kinder betreut.

Das Konzept und das spezifische Angebot zur Frühförderung solcher Kinder, das durch die Stiftung St. Franziskus erfolgt, ist in Baden-Württemberg einzigartig. Mehrere Teams teilen sich die Arbeit auf. Sie decken den gesamten Südwesten ab, von Mannheim bis zum Bodensee, von Freiburg bis Künzelsau. Wobei kein Kind dem anderen gleicht. Auch die Art der Behinderungen sind völlig verschieden. „In dieser Arbeit ist es eine Grundphilosophie, sich zu überlegen, was man tun muss, damit einem der Mensch mit Taubblindheit etwas zeigt, etwas anbietet, um in Kommunikation zu treten und zu bleiben“, erklärt Julia Usselman. Sie ist Abteilungsleiterin im Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum, Bereich Frühförderung und Sonderpädagogischer Dienst für Kinder und Jugendliche mit Taubblindheit/Hörsehbehinderung, in Heiligenbronn. Eine gängige und wichtige Methode, dafür Anreize zu setzen, ist das Imitieren von Handlungen und Verhaltensweisen. Ein typischer Vorgang ist etwa das Zurückpusten.

Lebensraum

„Dadurch erfährt der Mensch mit Taubblindheit Aufmerksamkeit und Wertschätzung“, erklärt Paula Lanz, zwei ganz wesentliche Prinzipien im Aufbau und der Aufrechterhaltung von Kommunikation.

Ein weiterer wesentlicher Aspekt ist das „Zuhören“. Es steht in Anführungszeichen, weil das Zuhören der Taubblindenpädagogik ein Wahrnehmen mit allen Sinnen meint.

Also quasi ein Zuhören mit dem ganzen Körper, zu dem natürlich auch das Beobachten gehört. Diesem Zuhören folgt ein diagnostischer Blick, unterstützt durch regelmäßige Videoanalysen im Kollegium. Auf diese Weise könne nach und nach ein gemeinsames Kommunikationssystem mit dem Kind entwickelt werden. Mit viel Toleranz und auch Geduld. Denn die Kinder entwickeln sich nach ihrem eigenen, vollkommen individuellen Tempo, in dem Zeit anders empfunden wird als von hörenden und sehenden Menschen und damit eine andere Relevanz haben kann. Mervan assoziiert Uhren nicht etwa mit Stunden und Minuten, sondern mit Lichteffekten. Einer seiner beiden Brüder hat eine Uhr mit solchen Kinkerlitzchen und Mervan ist davon überaus fasziniert. Womöglich deshalb tastet er auch deshalb an Paula Lanz' Unterarm immer wieder nach ihrer Uhr. Dabei versucht er, denselben Effekt bei ihrer Uhr zu erzeugen. Da diese nicht blinkt, erfährt er einen Unterschied des Armschmucks. Sie reicht ihm zwei Plastikschüsseln unterschiedlicher Größe und Farbe. Denn sie weiß: Auch die interessieren ihn sehr. Die unterschiedlichen Farben nimmt er mit großer Wahrscheinlichkeit nicht wahr. Seine Diagnose lautet Frühgeborenenretinopathie, eine Netzhauterkrankung bei Frühgeborenen. Das Klopfen auf die Schüsseln aber weckt Interesse. „Das liegt vermutlich an der Vibration, vielleicht auch am Schall“, so Paula Lanz. Mervan hat jedenfalls Spaß daran, seine kleinen Hände gegen die Schüsseln klatschen zu lassen.



„Er wird immer aufmerksamer und aktiver und bietet auch von sich aus Interaktion an“, zieht Paula Lanz ein Zwischenfazit, „und die verläuft mehr und mehr dynamisch.“ Den ganzen Termin über ist Mervan tatsächlich voll bei der Sache. „Er bewegt sich eigenständig und selbstbestimmt, er macht und tut“, freut sich Paula Lanz. Denn das sei bei Kindern mit Taubblindheit erstens nicht selbstverständlich und zweitens war es das auch bei Mervan nicht. Denn es ist noch nicht allzu lange her, dass er seine Hand unentwegt zurückzog. Vermutlich die Folge mehrerer Blutabnahmen an seiner Hand. Die Pikse der Spritze assoziierte er daraufhin mit etwas Unangenehmen. Doch die Assoziationen in seinem Gedächtnis scheinen überschrieben worden zu sein. „Er macht jetzt gute Fortschritte“, freut sich Paula Lanz, „er reagiert überaus aufmerksam auf meine Hände.“

Das sei ein großer Gewinn für die weitere Kommunikation, weil es künftig das Einführen von Gebärden in solchen Situationen ermögliche.



Ginge es nach dem Geschmack der Fachkräfte aus dem SBBZ Sehen, könne die gezielte Förderung von Kindern durch Expertinnen und Experten für Taubblindheit/Hörsehbehinderung gar nicht früh genug einsetzen. Im Idealfall schon in den ersten Wochen und Monaten. Auch Mervans Vorgeschichte lief daher nicht ganz optimal ab. Knapp zwei Jahre wird er jetzt durch die Stiftung St. Franziskus betreut. Bevor Paula Lanz begann, mit Mervan zu arbeiten, wurde er ein Jahr lang von Julia Usselmann betreut. Er war also vier Jahre alt, als er erstmals eine fachspezifische Förderung erfuhr. Zuvor erfuhr er Unterstützung durch die sozialmedizinische Nachsorge einer Klinik, sowie einer anderen Frühförderstelle, mit einer anderen fachlichen Expertise als das Kompetenzzentrum für Taubblindheit/Hörsehbehinderung Heiligenbronn. Nach wie vor gibt es allerdings noch großes Ausbaupotenzial, was die Kooperationen mit Ärzten, Kliniken oder Beratungs- und Nachsorgestellen angeht. Noch immer würden nicht alle das spezifische Angebot des Kompetenzzentrums Heiligenbronn kennen. Auch seien sich nicht alle der Auswirkungen dieser eigenständigen Behinderungsform bewusst. Taubblindheit ist nicht die Summe aus starker Hör- und Sehbehinderung, sondern eine ganz eigene Art der Behinderung.

„Wir leisten dauerhaft Aufklärungsarbeit“, sagt Julia Usselmann. Dabei sei es im Prinzip schlüssig: Menschen mit Blindheit können vieles durch das Hören kompensieren, Menschen mit Hörbehinderung nutzen das Visuelle. Julia Usselmann: „Sobald diese Kompensationen nicht mehr möglich sind, ergeben sich völlig andere pädagogische Konzepte. Die Menschen brauchen einen Taubblindenpädagogen und nicht etwa einen Sehbehindertenpädagogen plus einen Hörgeschädigtenpädagogen.“ Im Vergleich zu früher stelle sich die Gesamtsituation zwar nun insgesamt besser dar, „aber es gibt immer noch Regionen und Einrichtungen, die uns nicht kennen oder aber denken, sie brauchen uns nicht.“



Paula Lanz,
Sonderpädagogin

Die Taubblindenpädagogik entwickelt sich unterdessen stetig weiter: Ein neues und eigens wissenschaftlich entwickeltes und erprobtes Testverfahren ergründet gezielt kognitive Ressourcen und Fähigkeiten. Das Verfahren namens Tactile Working Memory Scale (TWMS) untersucht speziell das taktile Arbeitsgedächtnis von Menschen mit Taubblindheit/Hörsehbehinderung. Anhand einer Art strukturiertem Fragenkatalog werden bestimmte Puzzleteile gesammelt, die dann ein Gesamtbild über bestimmte Verhaltensweisen ergeben. Die TWMS wurde von der Beratungsstelle für junge Klientinnen und Klienten im schulischen und vorschulischen Bereich erprobt. Das Kompetenzzentrum Taubblindheit/Hörsehbehinderung nimmt dabei auf nationaler Ebene eine federführende Rolle ein. „Mit der TWMS kann man ein besseres Verständnis für den einzelnen Menschen entwickeln“, sagt Paula Lanz. Die Sonderpädagogin wird, basierend auf ihren praktischen beruflichen Erfahrungen in Heiligenbronn eine Doktorarbeit zu diesem Verfahren anfertigen, der ersten deutschsprachigen Dissertation zu diesem Thema.

Paula Lanz war auch an der deutschen Übersetzung der Tactile Working Memory Scale beteiligt. „Das Neue und Besondere an diesem Tool ist die kognitive Brille“, führt Paula Lanz aus. Man konzentriere sich in der Arbeit mit Menschen mit Taubblindheit nun nicht mehr hauptsächlich auf die Kommunikation, sondern auf die Gedächtnis- und Denkleistungen. „Das ist ein Novum“, zeigt sich Paula Lanz fasziniert, „es schafft einen neuen Zugang zu Menschen mit Taubblindheit und hilft uns, die vorhandenen kognitiven Ressourcen und Potenziale der Menschen zu erkennen und zu stärken.“

Auch Mervan profitiert in seiner Entwicklung bereits von dieser neuen Methode. Im Laufe des Termins mit ihm überlegt sich Paula Lanz, wie sie die Eltern ermutigen kann, ihm Gebärden anzubieten. Für das nächste Mal hat sie sich vorgenommen, eine Auswahl von Karten mit Gebärdenbildern mitzubringen. Damit könnten seine Eltern und die beiden Brüder Mervan künftig in emotional bedeutsamen Situationen Gebärden anbieten – etwa die Gebärde für „Schüssel“ oder „Luftballon“. Oder sie zur Ankündigung nutzen, zum Beispiel „du – ich – spielen“. Wenn davon die Rede ist, dass ein Mensch in „seiner eigenen Welt“ lebt, dann ist das nicht selten negativ konnotiert. Doch auch bei Menschen mit Taubblindheit ist es eine simple Tatsache. Es gilt, solchen Menschen ganz selbstverständlich in dem Wissen zu begegnen, dass sie ein eigenes Leben führen – wie im Grunde ohnehin jeder Mensch. Dann ist ein Kontakt möglich, dann ist Kommunikation möglich und somit Förderung. Der Unterschied besteht darin, dass Mervan in einer Welt hörend-sehender Menschen lebt, was mit einer individuellen Art der Begegnung einhergeht, die es nicht zu bewerten gilt. Im Kurdischen steht sein Name übrigens für „tapfer“ und „stark“. Eine gute Wahl für diesen immerzu lächelnden kleinen Herzensbrecher. Denn er wird nach seinem eigenen Willen seinen individuellen Weg in die Zukunft gehen und sich weiter entwickeln. ●



Mittendrin und voll dabei

Der Bedarf an Hilfsangeboten für junge Menschen ist spürbar angewachsen. Neben ambulanten und stationären Angeboten befinden sich auch Tagesgruppen im Portfolio der Stiftung St. Franziskus. In der neuen, „sozialräumlichen“ Tagesgruppe Luise erfahren Kinder und Jugendliche in Rottweil eine individuell angepasste Betreuung. Im Fokus stehen das Stärken der eigenen Ressourcen sowie das Einbinden von Schulen und Vereinen – wichtige Pfeiler des Sozialraums.

Text: Selina Reule, Martin Cyris Fotos: Stiftung St. Franziskus



Lebensraum

Lebensraum

Es ist Mittagszeit, halb eins. Der Duft von gekochtem Gemüse liegt in der Luft und vermittelt ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Noch ist es ruhig in der Tagesgruppe Luise – verdächtig ruhig. Die Kinder sind noch in der Schule, doch hinter den Kulissen laufen die Vorbereitungen auf Hochtouren. In der Küche klappert es leise, letzte Handgriffe werden erledigt. Die Mitarbeiterinnen bereiten alles für den Nachmittag vor – mit viel Liebe zum Detail und einem wachen Blick auf das, was die Kinder heute wohl mitbringen werden: Freude, Erschöpfung, vielleicht auch Sorgen oder Wut. Kurz vor 13 Uhr ist es so weit. Die Tür geht auf, und das erste Kind kommt herein. Max (*Name geändert*) ist da. Ohne große Worte streift er seine Jacke ab und steuert direkt den Garten an. Draußen blinzelt die Sonne durch die vielen Blätter, der Wind rauscht leise durch die Büsche und Bäume, die das Grundstück abgrenzen. Max greift sich ein Ballspiel und schon steht Elena, eine der Jugend- und Heimerzieherinnen, bereit. Gemeinsam spielen sie eine Runde Klettbball – lachen, werfen, fangen.

Alltag, nichts Spektakuläres, so scheint es. Doch hinter all dem steht ein klares Konzept mit wichtigen Inhalten: Die Tagesgruppe Luise in Rottweil bietet den Kindern durch klar geregelte Tagesabläufe eine verbindliche Struktur an. Dadurch Halt und Orientierung, ein Fundament, auf dem sie sich entfalten können. Dazu zählen auch verlässliche Beziehungen und persönliche Ankerpunkte, wie das Beispiel von Max und Elena zeigt. Die Tagesgruppe soll ein Ort der Sicherheit und Verlässlichkeit sein, ein Ort der Geborgenheit. Alles Voraussetzungen für Vertrauen zwischen den Erzieherinnen und den Kindern. Und ein wichtiger Baustein auf dem Weg zu Selbstwahrnehmung und Selbsthilfe und schließlich zu einem gesunden Selbstvertrauen und Selbstbestimmung. Verlässlichkeit bietet im Idealfall gleichzeitig die gesamte Lebenswelt von jungen Menschen.

Dazu zählt natürlich vor allem das Elternhaus, das für die Kinder der Tagesgruppe weiterhin Lebensmittelpunkt bleibt. Das Zusammenleben in der Familie war zwar in einer Weise beeinträchtigt, dass sich das Jugendamt eingeschaltet hat und schließlich die Bewilligung für die Aufnahme in die Tagesgruppe erteilt. Dort sollen sowohl das Kind als auch die Eltern die Möglichkeit bekommen, das Zusammenleben auf eine tragfähige Basis zu stellen. Weitere Maßnahmen können damit – so das Ziel – vermieden werden und die Kinder in den Familien verbleiben. Die Öffnungszeiten der Gruppe sind von 9.30 bis 16.30 Uhr, pro Tag und Kind sind fünf Stunden Aufenthalt vorgesehen. Beziehungsweise, in dieser Zeit ist die Tagesgruppe der Bezugspunkt. Denn die Kinder haben auch die Möglichkeit, mit Unterstützung der Erzieherinnen der Gruppe ihren Aktivitäten nachzugehen – also mittendrin in ihrer Lebenswelt. Solange sie in einem bestimmten Rahmen und Netzwerk stattfinden, das zum jeweiligen „Sozialraum“ der jungen Menschen gehört. Dazu zählt die Anbindung an Vereine und die sozialen Netzwerke, wie etwa der Freundeskreis außerhalb der Tagesgruppe. Das Fachkonzept der Sozialraumorientierung soll es Menschen jeglichen Alters ermöglichen, in schwierigen Lebenssituationen besser zurechtzukommen. Indem es sich an den Interessen der Klientel orientiert (*siehe auch Artikel auf Seite 20*). Sie fördert die Teilhabe und das Miteinander. Auch die Stärkung eigener Ressourcen steht im Fokus. Motto: Hilfe zur Selbsthilfe. Neben der Tagesgruppe Luise in Rottweil gibt es eine weitere dieser Art – betrieben von der Stiftung St. Franziskus – in Bad Dürkheim.

Nach und nach trudeln auch die anderen Kinder ein. Jedes bringt seine eigene Stimmung mit, seine Tageserfahrungen und Gefühle. Saadullah (*Name geändert*) wirkt etwas bedrückt. Sein Blick und seine Haltung lassen erahnen, dass ihn etwas beschäftigt. In der Schule gab es Ärger – eine Strafarbeit, die in seinem Kopf herumkreist. Während sich die anderen Kinder auf das Essen freuen, zieht sich Saadullah zurück. In einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin und seiner Klassenlehrerin wird deutlich, was passiert ist. Es geht nicht nur um Regeln und Konsequenzen – es geht um ihn, um seine Gefühle, um das Verstehen und das Wachsen. Beziehung ist hier nicht nur ein Wort, sie wird gelebt. Tag für Tag. Dann ist es Zeit für das Mittagessen. Gemeinsam sitzen alle am Tisch, erzählen, lachen, schweigen. Jeder so, wie er oder sie möchte und kann.





Die Fachkräfte stehen bereit, erklären, motivieren, strukturieren.



Danach beginnt die Lernzeit – Hausaufgaben, Vokabeln, Rechnen. Manche brauchen Hilfe, andere arbeiten still für sich. Die Fachkräfte stehen bereit, erklären, motivieren, strukturieren. Eine kleine Insel der Konzentration im oft so turbulenten Alltag der Kinder. Und eine wichtige, denn die Schulförderung ist tragender Bestandteil des Konzepts. Doch die Ruhe währt nicht lange. Kaum sind die Aufgaben erledigt, zieht es die Kinder wieder nach draußen. Die Jungs stürmen in den Garten, auf der Suche nach dem Fußball, den sie gestern in die Büsche geschossen haben. Obwohl Schüsse über eine gewisse Höhe nicht erlaubt sind. Im Eifer des Gefechts kann das mal passieren, sollte es nicht. Auch solche Situationen bieten Gelegenheiten für pädagogische Interventionen auf der einen Seite. Und Gelegenheiten zur Ausbildung eines Mitglieds der Gesellschaft auf der anderen Seite, das Grenzen respektiert und sie nicht als Einengung oder gar Schikane begreift, sondern als erforderlich. Kaum ist der Ball gefunden, werden Tore aufgestellt, Teams gebildet und los geht's. Alle sind gleich voll bei der Sache.

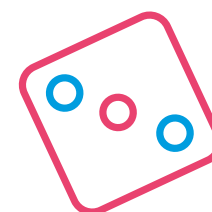
Aber es bleibt nicht lange harmonisch. Ein Foul, ein strittiges Tor – und schon fliegen die ersten hitzigen Worte. Die Mitarbeiterinnen greifen ein, hören zu, vermitteln. Es geht um mehr als nur ums Spiel. Es geht ums Miteinander, ums Aushalten, ums Lösen von Konflikten – wichtige Lektionen fürs Leben.

Lebensraum

Leben bedeutet Lernen, so heißt es. Dazu zählt es auch, die eigenen Stärken kennenzulernen. Auf ihnen lässt sich aufbauen, denn sie stellen einen wichtigen Teil der eigenen Ressourcen dar. Auf die im Entwicklungsprozess immer wieder zurückgegriffen werden kann. Weshalb die sozialraumorientierten Tagesgruppen der Stiftung die verschiedenen sozialen Bezugspunkte nicht voneinander trennt, sondern deren Zusammenwirken fördert. „Wenn für ein Kind das Training im Fußballverein oder eine Freizeitaktivität mit Schulkameraden wichtig ist, dann können wir flexibel reagieren und unterstützen wir das aktiv“, erklärt Janina Diener von der Kinder- und Jugendhilfe. Sie ist als Abteilungsleiterin Tagesgruppen für solche Angebote zuständig.

Das Fachkonzept der Sozialraumorientierung unterstütze alles, was dem Wunsch und dem Willen der Klientel entspricht. Vorausgesetzt, es findet in einem für die Organisation verträglichen Rahmen und innerhalb einer pädagogischen Zielvorstellung statt. Die soziale Integration und das Fördern der eigenen Ressourcen bereite die Grundlage für eine positive Entwicklung. Und erhöhe die Chancen, dass das Jugendamt keine weiteren Maßnahmen anstellen müsse. „Das Ziel ist es, dass das Kind in der eigenen Familie verbleiben kann“, so Janina Diener. Es müsse eine tragfähige Beziehung zwischen dem Kind und den Eltern entwickelt werden. Zum Konzept gehöre daher auch die Arbeit mit den Erziehungsberechtigten. Man sei regelmäßig im Kontakt, beantworte Fragen und berate. Die Kinder- und Jugendhilfe fungiert somit auch als Orientierungspunkt für die Eltern.

Zum Abschluss des Tages findet eine gemeinsame Gruppenaktivität statt. Meistens Spiele: „Uno“, „Stirnraten“ oder „Impostor“. Die Kinder lachen, fiebern mit, genießen das Zusammensein. Freude, Gemeinschaft, Leichtigkeit. Doch hinter jedem Moment steckt so viel mehr, als man auf den ersten Blick meinen möchte. Nämlich intensive Arbeit. Und vor allem Vertrauen, Begleitung, Beziehung. Jeden Tag aufs Neue. ●



Da wächst etwas zusammen

Text: Martin Dold Fotos: Stiftung St. Franziskus



Soziale Kontakte sind auch im hohen Alter sehr wertvoll. Gelegenheit, „unter die Leute“ zu gehen, finden Seniorinnen und Senioren in der kirchlichen Sozialstation in Schramberg, wo die Stiftung St. Franziskus unter anderem eine Begegnungs- und Betreuungsgruppe organisiert. Sie richtet sich an ältere Menschen, die zu Hause wohnen und denen Abwechslung guttut. Auch die Angehörigen werden durch das Angebot entlastet.

Herzhaftes Lachen schallt durch die kirchliche Sozialstation der Stiftung St. Franziskus in der Schramberger Josef-Andre-Straße. Beim Treffen der offenen Betreuungsgruppe Hanna duftet es nach Kaffee, dazu gibt es Kuchen – selbstgemachte Donauwellen. „Die Creme ist ein wenig verlaufen“, warnt Susanne Breuling, die als Gruppenleiterin und Betreuungskraft fungiert. „Sehr lecker“, kommt umgehend als Reaktion zurück. Roland K. wischt derweil mit einer Serviette über seinen Pullover, um ihn von einem Klecks zu befreien. „Sonst sagt meine Frau: ‚Wie kommst du wieder heim?‘“, schmunzelt er. Keine Frage, auf den wöchentlichen Treff freuen sich alle Gruppenteilnehmerinnen und Teilnehmer. Das große Schild „Herzlich willkommen“ ist kein leeres Versprechen, sondern gilt. „Am 11. März 2025 sind wir gestartet“, sagt Susanne Breuling, „wir sind also noch eine ganz junge Truppe.“ Eingeladen wird jeden Dienstag von 13.30 bis 16.30 Uhr. Am Gruppentag sind neun Teilnehmende aus Schramberg, Sulgen, Lauterbach und Aichhalden erschienen. Das heutige Thema lautet: „Frühling, Ostern und seine Bräuche“. „Wir haben heute einen Ausfall wegen einer Hüft-OP“, bedauert Susanne Breuling. Sie richte die besten Wünsche aus, versichert sie auf Bitten aus dem Teilnehmendenkreis.

Noch lernen sich die Menschen kennen, aber es ist bereits zu spüren: Hier wächst etwas zusammen. Es geht um Gemeinschaft, aber auch um Bewegung, Gedächtnistraining und jahreszeitliche Themen: Vogelstimmen werden gelauscht und geraten, Blumen zugeordnet oder Palmbüschel für das Osterfest gebastelt, um sie im Gottesdienst segnen zu lassen. Außerdem geht es immer wieder um biografische Fragen, das Gedächtnis soll beim Erinnern an verschiedene Lebensphasen aktiviert werden.

Bis die Gruppe im März ihren Betrieb wieder aufnehmen konnte, musste sie eine längere Zwangspause durchstehen. Stichwort: Corona. Aus organisatorischen Gründen brauchte es danach noch etwas Zeit, bis das Ganze wieder anlief, wie Susanne Sättele berichtet. Sie ist Bereichsleiterin für die Region Rottweil im Leistungsbereich Altenhilfe der Stiftung St. Franziskus. Sie und Pflegedienstleiterin Tatjana Baur sind sich einig, dass die Gruppe aber nun samt der Gruppenleitung ein tolles Team bilden würden. Susanne Breuling als Gruppenleiterin sei ein „absoluter Glücksfall“ für die Sozialstation. Als Schrambergerin verfüge sie über viele Kontakte und als ehemalige Betreiberin eines Geschäfts für regionale Handarbeiten kannte sie zuvor schon einige der Gruppenteilnehmenden. „Sie ist sehr empathisch im Umgang mit den Leuten und hat ein Händchen für die Menschen“, freuen sich Susanne Sättele und Tatjana Baur.

„Die Zielgruppe des Konzeptes sind Seniorinnen und Senioren mit Unterstützungsbedarf, die noch zu Hause leben sowie deren pflegende Angehörige.“

— Susanne Sättele

Die pflegenden Angehörigen sollen zumindest für ein paar Stunden entlastet werden. So werde die Versorgung zu Hause unterstützt, ergänzt Tatjana Baur. Zudem sei es eine willkommene Abwechslung, schließlich seien soziale Kontakte von großer Bedeutung, auch im Alter. Nicht zuletzt für Seele und Geist. Es könnten auch Alleinstehende kommen, die ein wenig unter die Leute wollten. →



„Als Kinder sind wir extra um sechs Uhr morgens nach Tennenbronn zum Gasthof Auerhahn. Da hat es vor Feldhasen nur so gewuselt“



Lebensraum

Lebensraum

Weitere Ziele seien das Gruppenerleben, die Förderung des Wohlbefindens und der Selbstbestimmung der Betroffenen sowie die Unterstützung der Fähigkeiten und Kompetenzen Betroffener durch wertschätzende Zuwendung. „Für viele ist es das Highlight der Woche“, weiß Susanne Sättele. „Die Leute fühlen sich willkommen und sie sind es auch“, ergänzt sie. Eigentlich wäre Platz für zwölf Personen, doch da gibt es ein Problem: „Wir hätten weitere Anfragen, aber die können wir zum Teil nicht bedienen. Es fehlt an Fahrern“, bedauert Susanne Sättele. Verstärkungen würden daher mit offenen Armen empfangen werden, die Fahrerinnen und Fahrer würden eine Ehrenamts-pauschale erhalten. Im Idealfall könnte dann sogar über eine zweite Gruppe nachgedacht werden. Derzeit kooperiere man in Sachen Fahrdienst mit anderen Anbietern, um die Personen nach Schramberg zu fahren und wieder abzuholen. Beispielsweise mit der Nachbarschaftshilfe Aichhalden.

Die Finanzierung des Ganzen läuft teilweise über einen Eigenanteil ab: Die Seniorinnen und Senioren erhalten je Gruppennachmittag eine Rechnung über 40 Euro. Diese kann anschließend bei der Pflegekasse eingereicht werden. Monatlich werden bis zu 131 Euro für Leistungen übernommen, die unter die sogenannte Entlastungshilfe fallen. Das Bastel- und Spielmaterial sowie Kaffee und Kuchen stellen die Sozialstation der Stiftung St. Franziskus.

Bei der Gruppenstunde geht es unterdessen sehr munter zu: „Wer hatte einen Kirschkern im Kuchen?“, fragt Susanne Breuling. Unter großem Gelächter wird klar: Nur die Gruppenleiterin selbst. Danach werden die Teller und Tassen abgeräumt, was im Handumdrehen geschieht. „Echtes Teamwork, hier helfen alle zusammen, es geht Hand in Hand“, lobt Claudia Trabi, die Susanne Breuling als Helferin unterstützt. Anschließend kann etwas Bewegung nicht schaden: „Wir stützen unsere Füße mit den Ballen ab“, ruft Susanne Breuling. Die Teilnehmenden lassen sich nicht zweimal bitten. Es folgen weitere gymnastische Übungen im Sitzen und Stehen, welche die Beweglichkeit fördern. Die Arme gehen hoch und runter im Einklang mit dem Atem. Ja, die Gruppenmitglieder lassen gar die Hüften kreisen. „Fast wie Hula Hoop“, lacht Helene G. Hinter ihr an der Wand hängen alte Ansichten von Schramberg. Eine historische Aufnahme zeigt die Hauptstraße, als sie noch nicht einmal asphaltiert war.

Die Vergangenheit kommt immer wieder zur Sprache: „Als Kinder sind wir extra um sechs Uhr morgens nach Tennenbronn zum Gasthof Auerhahn. Da hat es vor Feldhasen nur so gewuselt“, erinnert sich Roland K. Er erzählt auch von Gewittern in früheren Zeiten: „Die Großmutter hat gesagt ‚Ihr kriegt ein paar an die Backen, wenn ihr beim Gewitter am Fenster steht‘“, sagt er. Helene G. erzählt aus ihrer Heimat Aichhalden: Dort habe öfter der Blitz eingeschlagen, einige Höfe und Häuser seien abgebrannt. Nicht umsonst spricht man in der Region vom „Aichhalder Blitz“. Und in der dortigen Narrenzunft gibt es die Gestalt des Blitzteufels.

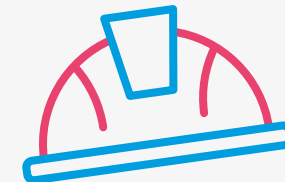
Nach einem österlichen Gedicht hat Susanne Breuling einige Fragen parat. „Wie lange sind die Ohren bei einem Feldhasen?“, fragt sie. Die Antwort: 13 Zentimeter. Die Tiere können bis zu zwölf Jahre alt werden. „Dann ist er aber zäh“, wirft Isabella M. schlagfertig ein. „Es ist hier einfach gemütlich und ich bin nicht so alleine wie daheim“, sagt sie über ihre Motivation, warum sie jedes Mal gerne zur Gruppe Hanna kommt. Man komme mit Leuten zusammen, mache ein bisschen Sport, Spiele und Gymnastik. „Und bei uns gibt es immer was zu schwätzen“, sagt sie. Anfangs sei es etwas schwierig gewesen, weil man sich nicht gekannt habe, bekennt Franziska G. „Aber wir sind alle nicht leutscheu“, betont sie. Angela B. wiederum kommt mit ihrem Mann zu den Nachmittagen. „Er hatte schon drei Schlaganfälle und ist deshalb viel gelegen. Wir wollten einfach wieder etwas machen. Als wir in der Zeitung von dem Angebot gelesen haben, haben wir es einfach ausprobiert. Und jetzt wollen wir immer kommen“, strahlt sie.

Schon hat Susanne Breuling aber die nächste Aufgabe vorbereitet: Diesmal müssen Eier auf einem Löffel balanciert und an den Nebenmann oder die Nebenfrau übergeben werden. „Eieiei“, heißt es da nicht nur einmal, als das Ei auf den Boden plumpst. Zum Glück ist es aus Plastik. „Hier ist Koordination und Konzentration gefordert. Aber es soll alles auch Spaß machen“, erklärt Susanne Breuling.

Sodann fragt sie, was es mit dem Osterwasser auf sich habe – um schließlich selbst die Erklärung zu liefern. „Das Osterwasser wurde früher aus dem Bach geholt. Es soll lange halten, nicht verfaulen und für eine gute Haut sorgen“, sagt sie. Deswegen sei es einst vor allem bei der Damenwelt sehr beliebt gewesen. Ihr Tipp: „Osterwasser sollte unbeobachtet geholt werden“, erst dann entfalte es seine Wirkung. Einst sei sogar das Vieh an Ostern in die Bäche getrieben worden, um es vor Krankheiten zu verschonen.

Und natürlich darf das Eierfärben nicht fehlen: „Wie wurde früher gefärbt?“, fragt Susanne Breuling. „Mit Spinat“. „Mit Kaffeepulver“. „Mit Zwiebelschalen und Rote Beete“, hallt es aus dem Raum. Kein Zweifel, hier werden die grauen Zellen und die soziale Interaktion auf Touren gebracht. Zum Abschluss wird gespielt – Bingo, Stadt-Land-Fluss, Pantomime. Oder ein Osterrätsel, bei dem die Besucherinnen und Besucher fleißig Punkte sammeln können. Und schon ist der Nachmittag wie im Flug vergangen. Beim Abschied ist man sich einig: „Bis nächste Woche, wir kommen wieder.“





In wenigen Worten

Welche Beschäftigung auch immer, „den Ausgang für den Arbeitsschutz für jede einzelne Tätigkeit bildet stets eine Gefährdungsbeurteilung“, erklärt Margaretha Rink, bei der die Fäden für den Arbeitsschutz und die Arbeitsmedizin innerhalb der Stiftung zusammenlaufen. Eine Beurteilung erhalten auch die Arbeitsmittel, potenzielle Gefahrenstoffe sowie die Gebäude. Man denke zum Beispiel an den Brandschutz, die Stromversorgung, an technische Anlagen wie Aufzüge und die Beleuchtung, an Treppenhäuser und Flure mit Sturz- und Stolpergefahr. „Da geht man mit mehrseitigen Tabellen vor, die eine Vielzahl an Parametern enthalten, die man nach dem Arbeitsschutzgesetz abklären muss“, so die Referentin für Arbeitsschutz und Umweltmanagement sowie Brandschutz. Auch Teile der Betriebssicherheit, also das Funktionieren von technischen Anlagen und Betriebsmitteln des Unternehmens, fallen unter den Arbeitsschutz. Etwa die digitale Sicherheit und der Datenschutz oder Gewaltprävention, zum Beispiel durch Mobbing.

Die Materie mag teilweise trocken und im Abarbeiten der Tabellen und Vorschriften redundant erscheinen, aber sie ist a) erforderlich und b) notwendig. Denn im Falle eines Falles wollen Berufsgenossenschaften und Versicherer zuerst sehen, welche Vorsichtsmaßnahmen getroffen wurden. Dazu zählen auch die obligatorische Erstunterweisung sowie eine Grundunterweisung, welche alle Mitarbeitenden mindestens jährlich erhalten, mit den für sie oder ihn relevanten Inhalten. Zur Grundunterweisung gehören für jede Tätigkeit unter anderem: Infektionsgefährdung, Unfallverhütung, Verkehrswege, Leitern und Tritte, Heben und Tragen, Arbeiten an Maschinen und am Bildschirm, Brandschutz.

Aufgrund ihrer Betriebsgröße hält die Stiftung diverse Arbeitsausschusssitzungen ab, kurz: ASA. Sie sind gesetzlich vorgeschrieben. Zudem wurde ein eigenes internes Arbeitsgremium mit Mitarbeitenden aus den verschiedensten Bereichen ins Leben gerufen. „Wir haben das freiwillig gegründet, weil unsere Aufgabengebiete höchst unterschiedlich sind“, erläutert Margaretha Rink, „in dem Gremium können wir, wo möglich, den Arbeitsschutz vereinheitlichen und Synergieeffekte ausschöpfen.“

Sicherheitsunterweisungen erhalten alle Mitarbeitenden, dazu gehört unter anderem die Grundunterweisung in Sachen Brandschutz.

Die Gewissenhaftigkeit im Arbeitsschutz macht sich bei den zahlreichen Prüfungen durch die verschiedensten Stellen überaus bezahlt. Und trotzdem, „es wird zunehmend mehr Verantwortung und Bürokratie an die Unternehmen übertragen“, bemängelt Margaretha Rink. Auch die vielgestalteten und überbordenden Dokumentationspflichten tragen zu einer bürokratischen Mehrbelastung bei. „Der Arbeitsschutz ist ein potenzielles Minenfeld“, sagt Axel Buchinger, Bereichsleiter für Digitalisierung und IT, da man schnell den Überblick verlieren könne. Unter seiner und der Regie von Margaretha Rink wird deshalb aktuell eine Software eingeführt, die sämtliche Unterweisungen und Vorfälle im Arbeitsschutz erfasst und die Termine managt. Immerhin geht es um weit über 2.500 Mitarbeitende in äußerst unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern.

Apropos bezahlt machen: Die Investitionen in den umsichtigen betrieblichen Gesundheitsschutz der Stiftung, zu dem unter anderem zahlreiche Benefits und das berufliche Wiedereingliederungsmanagement zählen, rentieren sich unmittelbar. Und machen die Stiftung St. Franziskus zu einem attraktiven Arbeitgeber. Denn nicht nur für das Unternehmen, sondern auch für den Menschen gilt: Besser vorsorgen, als nachsorgen. ●



Sicher ist sicher

Natürlich ist auch der Arbeitsschutz hierzulande gesetzlich geregelt. Er ist die Summe aus Maßnahmen zur Sicherheit am Arbeitsplatz plus Gesundheitsschutz für die Mitarbeitenden. Da gibt es einiges und noch viel mehr zu beachten, auch und gerade für die Stiftung St. Franziskus. Denn die einzelnen Arbeitsbereiche des Unternehmens sind überaus verschieden.

Text: Martin Cyris Fotos: Stiftung St. Franziskus

„Seien wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich.“ Erich Kästner fasste die Risiken und Fehltritte des Alltags und die damit verbundenen menschlichen Regungen einst wunderbar zusammen. Die scheinbar allgegenwärtige Bedrohungslage in unserem Dasein regt die Kreativität des Dichters an wie auch die Fantasie im Allgemeinen. Wie bei allem kann man es freilich auch hier übertreiben. Die richtige Mischung macht's, aus gesundem Menschenverstand und Gottvertrauen, Umsicht und Vorsicht.

Und natürlich aus Gesetzen und Vorschriften. Im Arbeitsschutz bilden umfangreiche Regelwerke den rechtlichen Rahmen, bei denen an alles gedacht ist. Sicher ist sicher. Denn die Gefahr lauert überall: Alljährlich melden die Versicherungsgruppen eine hohe sechsstelligen Zahl an meldepflichtigen Arbeitsunfällen. Exakt 783.426* im Jahr 2023. Dabei sind nur die meldepflichtigen Unfälle erfasst, also Geschehen, die dazu führen, dass Arbeitnehmende für mehr als drei Tage ausfallen. Das ist weder im Interesse der Mitarbeitenden noch im Interesse der Arbeitgeber.

*Quelle: Deutsche Gesetzliche Unfallversicherung e. V. (DGUV)

Die Gesetze zum Arbeitsschutz gehen aus dem Artikel 2 des Grundgesetzes hervor. Jede Person hat Anspruch auf körperliche Unversehrtheit. Das umfasst weitaus mehr als solch naheliegende Themen wie Erste Hilfe, Brandschutz oder Unfallschutz. Nämlich beispielsweise auch Hygiene, Arbeitsmedizin und -psychologie, Gewaltprävention sowie Gesundheitsvorsorge, etwa zum Schutz vor spezifischen Berufskrankheiten.

Beim Arbeitsschutz geht es also längst nicht nur um den vielzitierten Dachziegel, der einem vorm Haus aus heiterem Himmel auf den Kopf fallen kann.

Oder um Unfälle, vor denen mit Warnschildern in Signalfarben mit abgebildetem Helm, Schutzbrille oder Hochspannungssymbol gewarnt wird. Das Jobportfolio innerhalb der Stiftung St. Franziskus ist überaus unterschiedlich. Was den Arbeitsschutz zu einem weit verzweigten Geflecht macht. Mitarbeitende in der Landwirtschaft oder den handwerklichen Betrieben sind anderen Risiken ausgesetzt als jene in Lehr- oder Pflegeberufen, im Verkauf oder in der Verwaltung mit Bürojob.

Deckel drauf!

Jeder Mensch will um die Wirksamkeit und Bedeutung seiner Leistungen wissen. So auch im Förder- und Betreuungsbereich St. Johann in Heiligenbronn, einer werkstattnahen Einrichtung, angeschlossen an die Werkstatt für Menschen mit Sinnesbehinderung (WfbM). Im Auftrag des Bau- und Gebäudemanagements der Stiftung befüllten die jungen Klientinnen und Klienten dutzende Boxen mit wichtigem Inhalt für den Notfall. Ein gelungenes Beispiel für inklusives Teamwork.

Text: Martin Cyris Fotos: Stiftung St. Franziskus

Es ist gut, sich im Falle eines Falles auf Mensch und Technik verlassen zu können. Und trotzdem gilt: Vertrauen ist gut, doch Kontrolle ist besser. Das mag sich auch Max (*Name geändert*) gedacht haben, als er sich während der Arbeitszeit eine Trillerpfeife schnappt und herzlich hineinbläst, um sie zu testen. Das Teil besteht die Probe unüberhörbar.

Max befindet sich an einem von mehreren Tischen, die aneinandergereiht im Förder- und Betreuungsbereich St. Johann, kurz: FuB, stehen. Die Tische bilden eine kleine Fertigungsstraße. Es gilt, sogenannte Notfallboxen für die Stiftung St. Franziskus zu befüllen. Der Inhalt ist dafür gedacht, etwa bei einem Stromausfall in den Einrichtungen und Gebäuden erste Maßnahmen ergreifen und die erste Phase überbrücken zu können: mit Batterien, Lampen, Akkus, Signalpfeifen und Radios. Auch diese wurden freilich von den Beschäftigten getestet. „So kam ich in den Genuss, auch mal SWR1 zu hören“, lacht Johannes Stöhr, Heilerziehungspfleger im FuB der Stiftung. Zusammen mit einer weiteren Fachkraft machten sich Johannes Stöhr und sieben Klientinnen und Klienten des FuB um diese systemrelevante Aufgabe verdient. Die getestete Trillerpfeife – denn Hygiene geht schließlich vor – wurde übrigens durch eine andere ersetzt, welche dann zusammen mit dem Radio in die Plastikbox wanderte. Als der Inhalt komplett war, machte der Letzte den Deckel drauf. Fertig!

Apropos testen: St. Johann wurde vor rund eineinhalb Jahren ins Leben gerufen, um Schulabgängern der Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentren (SBBZ) einen Raum mit intensiver Arbeitsassistenz anzubieten, um sich in verschiedenen Tätigkeiten auszuprobieren. Auf diese Weise können Klientinnen und Klienten mit besonderen Hilfebedarfen, die nach der Schule noch Zeit benötigen, sich weiterentwickeln und Fähigkeiten ausbilden. Und gegebenenfalls den sogenannten „Werkstattstatus“ erreichen. Um nach einer gewissen Zeit im Förder- und Betreuungsbereich zunächst in den Berufsbildungsbereich (BBB) der Werkstatt für Menschen mit Sinnesbehinderung (WfbM) und anschließend in den Arbeitsbereich der WfbM zu wechseln, wo sie eine feste Beschäftigung antreten können. Im FuB St. Johann, der sich oberhalb der alteingesessenen Korb- und Bürstenmacherei befindet, haben die jungen Menschen also die Gelegenheit, sich zu entfalten und zu erfahren. Zu diesen Erfahrungen zählt es auch, sich als Teil des Ganzen zu erleben. Und dass die eigene Leistung einen Wert hat und von Bedeutung ist. Erst recht, da es sich bei den Notfallboxen um eine Sache handelt, die im Ernstfall weiteres Ungemach verhindern und sogar Leben retten kann.

Die Boxen sind Teil eines Maßnahmenplans, welcher hauptsächlich von den Einrichtungen der Altenhilfe entworfen wurde.

Es gilt, im Ernstfall handlungsfähig zu bleiben und eine funktionierende Infrastruktur aufrecht erhalten zu können.

Denn Einrichtungen im Gesundheits- und Sozialwesen zählen zur sogenannten kritischen Infrastruktur (KRITIS), die eine relevante Bedeutung für das staatliche Gemeinwesen haben und die bei Störungen oder Ausfällen eines besonderen Schutzes bedürfen. Das Notfallmanagement gilt daher für alle Standorte der Stiftung St. Franziskus. Und im Besonderen für die Einrichtungen der Behinderten- und Altenhilfe. „Unsere Klientinnen und Klienten reagieren mitunter sehr unsicher auf sich plötzlich verändernde Situationen“, erklärt FuB-Mitarbeiter Johannes Stöhr. Allzu menschlich, denn sind die Sinne eingeschränkt, ist das Sicherheitsbedürfnis in der Regel umso ausgeprägter.

Sein Kollege Carsten Gleichauf ergänzt: „Eine Stirnlampe in der Dunkelheit oder ein Radio, das Hintergrundgeräusche bietet, kann da fürs Erste schon Abhilfe leisten.“

Rund ein Viertel der über einhundert Notfallboxen, die im FuB St. Johann zuerst befüllt und dann an die verschiedenen Standorte ausgefahren wurden, wurden mit sehr leistungsstarken externen Zusatzakkus ausgestattet. Diese „Powerbanks“ sind in der Lage, diverse elektrische Geräte notzuversorgen. „Beispielsweise können damit Beatmungsgeräte, Infusionspumpen oder Pflegebetten betrieben werden“, erklärt Armin Fischer vom Bau- und Gebäudemanagement der Stiftung, das den Einkauf der Boxen abwickelte. Auch Rufgeräte und elektronische Türsysteme könnten daran vorübergehend angeschlossen werden. Armin Fischer war für die Koordination des Auftrags verantwortlich. Er nennt die Kooperation und Abwicklung zwischen Gebäudemanagement und dem FuB St. Johann „sehr gelungen“ und freut sich darüber, dass die Beschäftigten des FuB eine weitere sinnvolle Aufgabe erledigen und wertvolle Erfahrungen sammeln konnten. Zumal es sich um einen internen Auftrag und damit um eine Win-win-Situation handelte – und bestimmt nicht um die letzte, da auch andere Bereiche der Stiftung St. Franziskus von der Einsatzfreude der Klientinnen und Klienten im Förder- und Betreuungsbereich profitieren können, wenn niedrigschwellige Arbeiten outsourced werden. ●

Stiftungskalender

Juli 2025

Donnerstag, 10. Juli
Über den Dächern von Rottweil – beach0741
Informieren Sie sich im beach0741 in Rottweil über Ihre Einstiegsmöglichkeiten bei uns.
ab 17 Uhr
Kriegsdamm 5, 78628 Rottweil

Montag, 14. Juli
Sommergrillfest mit der Aesculap Werkskapelle
im Rahmen der Ferienwoche zum Thema Österreich
Altenzentrum St. Anna
15 bis 17.30 Uhr
Im Holderstöckle 3, 78532 Tuttlingen

Donnerstag, 17. bis Samstag, 19. Juli
Open Air Kino – Heiligenbronn
Klosterhof Heiligenbronn
ab 19 Uhr
(Filmbeginn bei Eintritt der Dunkelheit)
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

Samstag, 26. Juli
Patrozinium
Altenzentrum St. Anna
14.30 bis 17 Uhr
Im Holderstöckle 3, 78532 Tuttlingen

Sonntag, 27. Juli
Sommerfest mit Tag der Begegnung
Altenzentrum Dr.-Karl-Hohner-Heim
ab 15 Uhr
Hans-Lenz-Straße 20,78647 Trossingen

September 2025

Mittwoch, 24. September
Meditatives Tanzen
Haus Lebensquell
19.30 bis 21.15 Uhr
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

Sonntag, 28. September
Goldener Herbst mit dem städtischen Blasorchester
Altenzentrum St. Anna
Ab 10.30 Uhr
Im Holderstöckle 3, 78532 Tuttlingen

Oktober 2025

Sonntag, 12. Oktober
Kirche Kunterbunt
Elisabetha-Glöckler-Saal
10 bis 13 Uhr
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

Freitag, 17. bis Sonntag, 19. Oktober
Kraftquellen für den Alltag – Wochenende mit TZI
Haus Lebensquell
Freitag ab 18 Uhr bis Sonntag 13 Uhr
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

November 2025

Dienstag, 11. November
Whats Up Messe – Berufsschule ZAQ
Refektorium Heiligenbronn
10 bis 15 Uhr
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

Donnerstag, 13. November
Nachlassveranstaltung – Ein Stückchen Ewigkeit
Der Veranstaltungsort wird noch bekanntgegeben.
ab 19.30 Uhr

Freitag, 28. November
Weihnachtsmarkt – St. Veronika
Altenzentrum St. Veronika
15 bis 18 Uhr
Hauptstraße 38, 78655 Dunningen

Dezember 2025

Dienstag, 2. Dezember
Adventsmarkt in Heiligenbronn
Rund ums Klostergelände
14.30 bis 20 Uhr
Kloster 2, 78713 Heiligenbronn

Sonntag, 7. Dezember
Adventsmarkt – St. Anna
Altenzentrum St. Anna – im Foyer
Ab 14.30 Uhr
Im Holderstöckle 3, 78532 Tuttlingen

Impressum

Franziskusbote
Magazin der Stiftung St. Franziskus

Herausgeber:
Stefan Guhl (Vorstand)
Andrea Weidemann (Vorständin)

Auflage: 6.000

Verantwortlich:
Harald Blocher, Selina Reule

Freie redaktionelle Mitarbeit:
Martin Cyris, Martin Dold

Konzeption:
Stiftung St. Franziskus,
Referat Kommunikation,
Harald Blocher, Selina Reule

Gestaltung und Umsetzung:
Stiftung St. Franziskus,
Referat Kommunikation,
ZWEI14 GmbH

Fotografie:
AdobeStock, Annette Cardinale, getty images,
Kloster Heiligenbronn, Samanta Franjković, Unsplash
(Jeppe Jensen, Joseph Chan, Joshua Earl, Alex Kolodziej,
Maksym, Kevin Schmid, Wesley Tingey, Unseen Studio,
Stan Verslus, Jef Willemyns), Stiftung St. Franziskus,
sptmbr, Wolfgang Mayer

Druck & Versand:
ottodruck, Oberndorf
Papier: Recyclingpapier Circleoffset
Premiumwhite

Postanschrift:
Redaktion Franziskusbote
Kloster 2, 78713 Schramberg-Heiligenbronn
Telefon 07422 569-3869, Fax 07422 569-3300
E-Mail franziskus-bote@stiftung-st-franziskus.de



Gewinnspiel

Mitmachen
und
gewinnen!

Die Zukunft ist ungewiss – doch jetzt werden die Weichen gestellt. Nämlich, ob Sie zu den glücklichen Gewinnerinnen und Gewinnern bei unserem Rätselspiel zählen werden. Die Buchstaben der jeweils richtigen Antwort ergeben aneinandergereiht das Lösungswort. Es winken tolle Preise.

1. Daten unterstützter Menschen werden nun elektronisch gespeichert – wie heißen diese digitalen Ordner in der Stiftung?
 - a) Patientenakte **ZU**
 - b) Klientenakte **SI**
 - c) Steuer-ID **SCI**
2. Wer sich noch gut an den Deutschunterricht erinnert, erkennt auf einen Blick, welcher der folgenden Sätze im Futur II Passiv steht:
 - a) Arbeiten für und mit Menschen macht Freude **KUN**
 - b) In wenigen Minuten wird das Rätsel gelöst worden sein **NN**
 - c) Die Gewinner werden durch die Losfee ermittelt **ENCE**
3. Welcher soziologische Handlungsansatz aus den 1990ern könnte künftig in der sozialen Arbeit wichtig werden?
 - a) Sozialraumorientierung **ES**
 - b) Sozialismus **FI**
 - c) Mikrosoziologie **TS**
4. Berufe im Sozialwesen haben Zukunft – der Personalbedarf steigt. Laut Statistischem Bundesamt ist aktuell knapp ein Viertel der Bevölkerung über 60. Wie viele werden es 2030 sein?
 - a) 17,1 Millionen **CT**
 - b) 20,7 Millionen **MU**
 - c) 27,5 Millionen **WAN**
5. Arbeitsschutz soll Unfälle und Krankheiten verhindern – dennoch melden deutsche Versicherer jährlich viele Vorfälle. Wie viele waren es 2023?
 - a) 426.783 **ION**
 - b) 783.426 **DEL**
 - c) 873.426 **SIK**

Foto: Ing. Wolfgang Mayer

**Haben Sie das Rätsel gelöst?
Dann machen Sie mit und gewinnen Sie
einen von unseren tollen Preisen:**

1. Preis:
2 Gutscheine für das Theater am Ring,
Villingen-Schwenningen
2. Preis:
Einkaufsgutschein, einlösbar in den Läden der
Stiftung, im Wert von 20 Euro
3. Preis:
Einkaufsgutschein, einlösbar in den Läden der
Stiftung, im Wert von 10 Euro

Einsendungen mit dem richtigen Lösungswort
und Ihrer Adresse per Post an:
Stiftung St. Franziskus, Redaktion Franziskusbote,
Kloster 2, 78713 Schramberg
oder per Fax an 07422 569-3300
oder per E-Mail an
franziskus-bote@stiftung-st-franziskus.de

Einsendeschluss: 30. September 2025

Die Gewinnerinnen und Gewinner werden von uns informiert.

Personen unter 18 Jahren dürfen nicht teilnehmen. Ausgeschlossen von der Teilnahme sind auch die Mitglieder der Redaktion und des Referats Kommunikation. Die Gewinne werden unter den Einsendenden mit dem richtigen Lösungswort ausgelost. Die Teilnehmenden erklären sich mit der Veröffentlichung ihres Namens und Wohnorts im Franziskusboten einverstanden. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Auflösung des Gewinnspiels aus Heft Nr. 2/2024: Der richtige Lösungsbegriff lautet „Energiesparlampe“.

Die Gewinner der Verlosung sind:
1. Preis (Yoga-Kurs) Claudia Leibermann, Spaichingen
2. Preis (Schramberger Museen): Hermann Bucher, Dietingen
3. Preis (Einkaufsgutschein): Nadine Flaig, Hardt



-
- Orange dot: Leistungen für ältere Menschen
 - Green dot: Leistungen für Menschen mit Behinderung
 - Yellow dot: Leistungen für Kinder, Jugendliche und Familien
 - Purple dot: Kloster
-